

**Zeitschrift:** Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 47 (1963)

**Artikel:** Johann Anton von Tillier als Politiker  
**Autor:** Burkhard, Ernst  
**Kapitel:** 1: Erwachen und Vorbereitung  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1070927>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## I. ERWACHEN UND VORBEREITUNG

### 1. Die Grundlagen

Das Leben des bernischen Geschichtsschreibers Johann Anton von Tillier (1792–1854) fällt in die Zeit der größten innern Umgestaltung, der unser schweizerisches Staatswesen im Laufe der Geschichte unterworfen war. Es begann, als 13 Standesregierungen noch die Geschicke der 13 Orte selbstherrlich leiteten und nur das schwache Band der machtlosen Tag-satzung das Ganze notdürftig zusammenhielt. Als der Mann die Augen für immer schloß, ruhte die Zukunft des Landes auf der Bundesverfassung von 1848, Bern war Bundesstadt geworden, und das neue Parlamentsgebäude ging bereits der Vollendung entgegen. Durch die stillen Täler brausten die Eisenbahnzüge.

Hohe Geburt schien dem Kinde, das am 12. Januar 1792 in Bern das Licht der Welt erblickte, eine glänzende Zukunft zu sichern. Eine ruhmvolle Vergangenheit konnte den jüngsten Sproß des Geschlechtes zu großen und edeln Taten hinreißen.

Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit hatte im Laufe der Jahrhunderte 50 Tillier in den Großen Rat, 21 in den Kleinen Rat und im Jahre 1754 Johann Anton von Tillier auf den bernischen Schultheißenstuhl geführt. Das Andenken an diese Reihe von Vorfahren mußte den Nachkommen zu stiller, beharrlicher und gründlicher Arbeit hinlenken.

Auch der Kriegeruhm war dem Geschlechte nicht fremd geblieben. Hans Tillier, der im Waldshuter Kriege sich ausgezeichnet hatte und vom Büchsenmeister zum Zeugmeister befördert worden war, schickten die Berner 1475 nach Grandson, wo «er sich ehrlich gehalten und aus der großen Büchse mannlich geschossen habe<sup>1</sup>». Vor Murten wurde ihm sämtliches Geschütz des eidgenössischen Hauptheeres unterstellt<sup>2</sup>. Im 18. Jahrhundert, als unser Land für seine kriegslustigen Söhne keine Be-

<sup>1</sup> Tobler, Schilling I, 218; Tillier, Freistaat Bern II, 160, 233, 239; Ratsman. 17, 77; 17, 88.

<sup>2</sup> Tillier, Freistaat Bern II, 269, 270; Ratsman. 19, 6.

schäftigung mehr hatte, verließen auch die Tillier die Heimat und boten ihre Dienste dem deutschen Kaiser und dem Hause Österreich an. Vier österreichische Regimenter, die den Namen Tillier trugen, haben in diesem Jahrhundert in verschiedenen Kriegen tapfer gekämpft, und die Feldherrenkunst ihrer Führer hob das Geschlecht in den Freiherrenstand des Reiches und Österreichs<sup>1</sup>. Auch der Vater, Johann Anton von Tillier, brachte es in holländischen Diensten zum Oberstleutnant.

Dies sind die Bilder, die der Vater dem begabten Sohne vor die Seele führte. Stolze Vorfahren können den starken und tatkräftigen Nachkommen zu großen Leistungen aufrütteln. Auf den schwachen Sohn und Enkel legt sich die Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit des Geschlechts wie ein süßer Traum, vor dem selbst die kräftigsten Taten der Zeitgenossen erblassen. Der Vater Tilliers lebte in den Erinnerungen seines Geschlechts; eine starke Reizbarkeit schloß ihn immer mehr von der Mitwelt ab. Ganz verbittert wurde er, als ihm bei der Ergänzung des Großen Rates im Jahre 1795 nur eine einzige Stimme zum Eintritt in diese Behörde fehlte. Seine Pläne, in der Vaterstadt eine führende Rolle zu spielen, waren gescheitert. Was er nicht erreicht hatte, sollte dem hoffnungsvollen Sohne gelingen. Es wurde sein vornehmstes Ziel, den Knaben mit dem notwendigen Rüstzeug für die Zukunft auszustatten. Schon dem fünfjährigen Knaben erteilte der Vater selbst den ersten Lateinunterricht.

Das Standesbewußtsein des einsichtigen Patriziers war nicht ein Klassenbewußtsein im modernen Sinne. Stets empfand er für das ganze Volk. Der Nachkomme des vornehmen Geschlechtes fühlte in sich die guten Kräfte vergangener Jahrhunderte weiterwirken. Der Zufall der Geburt war ihm ein göttliches Gesetz. Als ein Auserwählter glaubte er, zur Herrschaft berufen zu sein. Angeborner Weitblick und die Einstellung des ganzen Wesens auf das Leben des Gesamtstaates sollten ihn gegen einseitige Eindrücke fest und widerstandsfähig machen. Das Patriziat war für ihn der Fels, an dem sich die wandelbaren Leidenschaften der Menge brechen sollten. Aus dieser Überzeugung heraus stiegen die Kräfte, die das bernische Staatswesen durch die Stürme der Jahrhunderte sicher geleitet hatten.

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 3. In der Folge ist das Original der Selbstbiographie ohne weitere Bezeichnung, die Abschriften mit B oder C angeführt.

Allein die väterliche Einwirkung auf den Sohn erlitt einen jähen Unterbruch. Eine gesellschaftliche Umwälzung großen Stils drohte auch die besten erzieherischen Absichten des Vaters zunichte zu machen; bis an die Wurzeln des patrizischen Standesbewußtseins drang die Zersetzung. In Frankreich hatte sich der bedrückte dritte Stand erhoben und die bevorrechteten Menschen der höhern Stände schonungslos in den Staub geworfen. Aus den dampfenden Blutlachen stieg ein begeisterter Sang von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit empor. Mit kräftiger Faust schlug die junge Revolution an die Tore der alten Schweiz. Der neue Gedanke der Gleichheit, der mit unwiderstehlicher Gewalt den einfachen Mann ergriff, vertrug sich schlecht mit den politischen Zielen des regierenden Standes in Bern. Der junge Tillier, dessen Denkweise in der Ideenwelt des Patriziats eben Wurzel faßte, wurde in seinem Innern aufs tiefste erschüttert. Sich erinnernd an die Auserwählten des alten Testaments, warf er sich auf die Knie und flehte Gott an, er möge sich selbst den andringenden Franzosen entgegenstellen und sie mit mächtiger Hand zurückschlagen. Vor der Katastrophe des 5. März 1798 raffte der kleinmütige Vater Hab und Gut zusammen und floh mit der ganzen Familie nach der freien Reichsstadt Lindau. Das alte Bern brach zusammen.

Bei der Rückkehr in das helvetische Bern fand der Knabe die Stadt unversehrt. In den Straßen wimmelte es von französischem Kriegsvolk, und daneben floß das bürgerliche Leben ruhig und gleichmäßig zwischen den gewohnten Dämmen. Er war erstaunt, keine Trümmer zu finden. Wie seltsam! Er hatte erregten Familiengesprächen beigewohnt, wo er, die Worte nicht verstehend, nur dumpf und unbestimmt den Schrecken herausfühlte, der wie eine schwarze Wolke auf den Gemütern seiner Lieben lag. Das Schlimmste war gekommen, und doch lag die Welt wieder im Sonnenschein. Sollte sein kindliches Gemüt diese Dinge wirklich ernst nehmen, da die Entladung der Gewitterwolke so harmlos war? – In ihm stiegen leise Zweifel auf. Er spielte wieder mit den Kameraden und saß hinter seine Schularbeiten.

Aber hinter dem Schleier, den das Auge des Kindes nicht durchdringen konnte, waren große Dinge geschehen. Das Patriziat war in seinem innersten Wesen getroffen. Aus der sichern Bahn hinausgeworfen, war sein Gang in die Zukunft schwankend geworden. Um so krampfhafter klam-

merte es sich an der Vergangenheit fest; die handelnden Kräfte wurden gebannt in untätige Beschaulichkeit. Selbst starke Persönlichkeiten sahen ihre Hauptbestimmung darin, sich als Gespenster auf den Gräbern einer ruhmreichen Vergangenheit herumzutummeln und sich an der Seite glorreicher Schatten dem Volke zu zeigen. Allein die Revolution hatte im Volke den Glauben an die höhere Sendung des Patriziats zerstört; an die Stelle der Geister aus dem Totenreiche war eine starre Idee getreten. In einem Taumel von zehrendem Hasse oder leerer Begeisterung gingen viele gute Kräfte des Landes zugrunde. An die Stelle der stolzen Ruhe trat auch beim Patriziate fieberhafte Unruhe.

Die ganze Unseligkeit dieser Zustände fühlte dumpf auch der junge Tillier. In echt kindlicher Weise richtete er seine Zuneigungen nach der Gesinnung der Eltern. Erzherzog Karl war der Held, zu dem die Knaben des Patriziats auf blickten. Erst der aufsteigende Stern Napoleons überstrahlte allmählich in der kindlichen Einbildung den Glanz der österreichischen Waffen. Nicht fragend nach der tiefern Wirkung der Ereignisse, wird das Kind vom äußern Glanze der Erscheinung angezogen. So erwachsen in seinem Innern getrennte Sympathien. Die kraftlosen Träume seiner patrizischen Umgebung konnten sich keineswegs mit den welterschütternden Wirklichkeiten des großen Korsen messen. In Kriegsspielen nach der Karte suchten die Knaben dem Vorbild nahezukommen. Mit bestimmten, ihm zugeteilten Streitkräften hatte jeder den Bewegungen des Gegners entgegenzutreten. Stolz erzählt der junge Tillier, daß es ihm einmal gelungen sei, mit seiner Armee Berlin zu erobern.

Die Zwiespältigkeit verschärfte noch die Zustände in den städtischen Schulen, wo die Knaben in naiver Einseitigkeit sich feindlich gegenüberstanden. Hier wurde Anton, wenn sein Inneres den Großen der Gegenwart zujubeln wollte, wieder zum Bewußtsein gebracht, daß er ein Sohn der alten gestürzten Regierungspartei sei. Es stärkte wieder sein patrizisches Standesgefühl, als er beim Übertritt in die neue Schule Mutachs den Sieg über den gefährlichsten bürgerlichen Gegner davontrug (1805)<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Der Gegner war ein gewisser Frank, später Feldprediger im Regiment von Jenner in niederländischen Diensten. Bei der Prüfung diktierte ein Lehrer einen deutschen Text, der sogleich lateinisch niedergeschrieben werden mußte. Tillier machte die Arbeit fehlerfrei, Frank hatte dabei einen Fehler. – Bei der Eröffnung der neuen

So sehen wir ihn, der in der alten Zeit noch nicht ganz Wurzel gefaßt hatte, in die neue hineinwachsen. Er war nicht der Instinktmensch großen Stils, aus dem selbstsicher die Ideen emporsteigen und allen Hindernissen und Bedenken zum Trotze verwirklicht sein wollen. Das kluge und klarblickende Auge prüfte die Dinge; eigener Verstand und Vernunft wollten sich das letzte Urteil darüber vorbehalten. Suchend und ordnend tritt schon der Knabe an die Ereignisse heran, sorgfältig sie gegeneinander abwägend. Die Qual des Zweifels schreckt ihn nicht zurück. Und darin ist Tillier, der in vielem der neuen Zeit folgte, ein Edelmann und Patrizier sein ganzes Leben lang geblieben. Nie hat er um des äußern Erfolges willen seine bessere Überzeugung geopfert.

Der Vater, im eigenen Leben an das Scheitern großer Pläne gewohnt, wollte den Knaben zum Kaufmanns- oder Advokatenstande bestimmen. Nur der beharrlichste Widerwille des Sohnes vereitelte vorderhand dieses Vorhaben. Die großen staatlichen Umwälzungen und Bewegungen hatten den sehnlichsten Wunsch in der jugendlichen Seele geweckt, mit eigener Faust in das mächtige Getriebe einzugreifen. Nur darin erblickte er ein befriedigendes Lebensziel. Obschon der Versuch, den Jüngling im österreichischen diplomatischen Dienste unterzubringen, mißlungen war<sup>1</sup>, so konnten die eindeutigen Neigungen und nicht zu leugnende Talente den Vater bestimmen, dem Sohne vorläufig den Anfang einer staatlichen und staatsrechtlichen Ausbildung angedeihen zu lassen. Hoffnungen auf die plötzliche Wendung der Geschehnisse zugunsten des Patriziates mögen ebenfalls entscheidend eingewirkt haben. Als Primus trat er 1807 von der Schule an die Akademie über. Begeistert saß er zu den Füßen des Rechtslehrers Samuel Schnell<sup>2</sup>, der in der Seele des jungen Patriziers vorsichtig die politischen Grundanschauungen einer alten Zeit auszulöschen suchte. Schule in Bern war Tillier einer der sechs Knaben, die den Ehrendienst zu versehen hatten. Tillier, Selbstbiogr. I, 79 f.; Burkhard, Mutach 219.

<sup>1</sup> Die Mutter und die Großmutter Tilliers besorgten, der Aufenthalt im katholischen Österreich könnte den Knaben der Familie und dem reformierten Glauben entfremden. Der Tod der Frau von Hilaire, die eine Anstellung vermitteln sollte, beseitigte den Plan. Tillier, Selbstbiogr. I, 135.

<sup>2</sup> Über Samuel Schnell vgl. Burkhard, Mutach 252 ff., wo auch weitere Quellen über ihn angegeben sind. – Roth Urs, Samuel Ludwig Schnell und das Zivilgesetzbuch für den Kanton Bern 1824–1830, Bern 1948. – Verzeichnis der Studiosen 1807, 13.

Die Einfachheit und die Durchsichtigkeit der naturrechtlichen Lehren, mit Begeisterung und Überzeugung vorgetragen, ergriffen den Jüngling und nötigten ihn, sich innerlich mit der neuen Bewegung abzufinden. So hat er auch die Erkenntnisse, die ihm von dieser Seite geboten wurden, zum Aufbau seines Wesens verwendet, ohne ein blinder Nachbeter zu sein. Doch ein wesentliches Ergebnis brachte die Schnellsche Einwirkung; sie hat dem Glauben an das Gottesgnadentum des Patriziates den ersten kräftigen Stoß versetzt. Von hier aus rang sich der Jüngling durch zur neuen Auffassung seiner Zeit, daß dem tüchtigen und kräftigen Manne aus jedem Stande die Bahn offengehalten werden sollte. Den Patrizierstolz hielt er in den Schranken des eigenen Geschlechtes zurück. Das Naturrecht Schnells und die Notwendigkeit der Zeitverhältnisse zwangen den aufrichtig die Wahrheit suchenden Mann zu dieser schmerzlichen Entsagung. Hier war die tiefe Kluft, die ihn von seinen starren Standesgenossen trennte. Gestützt auf diese Erkenntnis, wollte er auf die alten Formen weiterbauen. Wie großen Anteil Schnell an der Umwälzung der politischen Anschauungen bei Tillier hat, beweist die im spätern Leben mit dem Lehrer geschlossene Freundschaft, die erst der Tod zerstörte<sup>1</sup>.

Wir haben die Entwicklung Tilliers zu weit geführt und müssen wieder dort anknüpfen, wo der Jüngling, begeistert von den Lehren Schnells, die bernische Akademie verließ. Die Kriegsgefahr zwischen Österreich und Frankreich Ende 1808 veranlaßte den ängstlichen Vater, sich für den Jüngling doch nach einer Stelle in einem Handlungshause in Frankfurt am

<sup>1</sup> Schnell starb in den ersten Tagen des Jahres 1849. Tillier schreibt über ihn: «Der Ärger über die traurigen Zustände des Kantons Bern und die unter der radikalen Regierung eingetretene Beeinträchtigung des Eigenthums hatte seine Gesundheit vollends untergraben. Sie erfüllten sein Gemüth mit einer Bitterkeit, gegen die ich ihn öfters vergeblich warnte und zu einer Zerstreungsreise nach Paris zu bewegen suchte, um ihn ein wenig aus den ihn so widrig ergreifenden Verhältnissen herauszubringen, was nach meiner Ansicht sein Leben verlängert und versetzt haben würde. Seit vielen Jahren hatten wir nach Tisch fast täglich Conterserschen geführt. Er war ein Mann aus der Schule der Philosophen des 18. Jahrhunderts, aber mit deutscher Gründlichkeit und schweizerischer Rechtlichkeit, so wie von einem warmen Gemüth, was sein witziger Spott nicht immer vermuthen ließ. Ich vermißte ihn um so mehr, als die Abwesenheit des Theaters die gesellige Zerstreung größtentheils auf die Abende des Museums beschränkten, die mir keineswegs großen Genuß gewährten.» Tillier, Selbstbiogr. III, 476 f.

Main umzusehen. Auf diese Weise hoffte er, ihn dem Kriegsdienste entziehen zu können<sup>1</sup>. Nach harten Kämpfen gelang es dem Sohne mit Hilfe der Mutter, den Vater von dem Vorhaben abzubringen. Geschichte und Staatswissenschaft waren die Gebiete, wo Tillier heimisch zu werden wünschte. Der Familienrat beschloß, den Jüngling einstweilen zur bessern Erlernung der französischen Sprache nach Genf zu schicken, ohne genauere Bestimmungen über sein späteres Schicksal zu treffen.

Im Frühling des Jahres 1809 traf Tillier in Genf ein. Die nähere Berührung mit dem französischen Wesen und mit der französischen Kultur brachte seinem Gesichtskreis eine gewaltige Erweiterung. An der Akademie führte er die in Bern begonnenen Studien fort. Mit einem Buche in der Hand sitzt er am Seegestade und läßt die leichtverständliche Einfachheit der politischen Träume Rousseaus, die gefühlsschwere Glut Châteaubriands und die nach Freiheit dürstende Sehnsucht der Frau von Staël auf sich einwirken. Von tiefem Hasse gegen Napoleon erfüllt, der die junge Freiheit der Revolution wieder zu zerstören drohte, hielt sich die gefeierte Frau damals in Genf auf. In ihrem Kreise empfing man den jungen Berner Patrizier anfangs mit scheelen Blicken; allein der Schüler Schnells wußte sich in der Welt der durch die Revolution geschaffenen Ideen recht gewandt zu bewegen, so daß er sich bald als aufgeklärter und bekehrter Oligarche der gnädigsten Duldung zu erfreuen hatte. Eine dauernde Freundschaft schloß Tillier mit dem verständigen Greise Karl Viktor von Bonstetten, der an der Begeisterung des Jünglings für Johannes von Müllers großgeschauten Geschichtswerke hohes Wohlgefallen fand.

Der Umgang und der Verkehr mit hervorragenden Vertretern einer bedeutenden Kultur übt stets auf die Empfänglichkeit des Jünglings einen bestimmenden Einfluß aus. In der Zeit, da das französische Wesen Tillier in seinem Innersten ergriffen hatte, stellte er sich ernsthaft die Frage, ob er sich der deutschen oder der französischen Geisteskultur hingeben sollte. Die Entscheidung war für ihn von höchster Bedeutung. Er fühlte, daß jede Kultur in Sprache, Sitten und Empfindungen ihre ganz eigenartigen Formen habe, die auch dem Leben der selbständigsten Persönlichkeit

<sup>1</sup> Nach einer zehnwöchigen «Garnison» im Winter 1808 war er zum Leutnant ernannt worden. Tillier, Selbstbiogr. I, 102 f. Man. des Kl. Rates 17, 68. Tillier wurde zweiter Unterleutnant in der Infanteriekp. 3 im 2. Bataillon. Man. des Kriegsr. 11, 295.

ihren besondern Stempel aufdrücken. Er kam zum Schluß, daß nur eine der beiden großen Kulturen Mittelpunkt seines Geisteslebens sein konnte<sup>1</sup>.

Während dieser innern Kämpfe erschien in Genf im Januar 1811 ein Deutscher, «eben so auffallend durch einen ungewöhnlich kleinen Körper als durch einen ausgezeichneten Geist», der Professor der Mathematik Ladomus aus Karlsruhe<sup>2</sup>. Ein Sohn der geistreichen Karoline von Wolzogen, der Schwägerin Schillers, begleitete ihn. Tillier gestand dem Manne, daß französische Ansichten und Begriffe in ihm allmählich die Oberhand gewinnen würden. Ladomus machte sich eine ernstliche Aufgabe daraus, den Berner für die deutsche Sprache und deutsche Geistesbildung zurückzugewinnen. Er riet ihm, nach Genf mehrere deutsche Hochschulen zu besuchen und erst, wenn er das deutsche Wesen erforscht und geprüft habe, die wichtige Entscheidung zu treffen.

Im Frühjahr 1811 kehrte Tillier nach Bern zurück. Die Hoffnung der Patrizier, daß es den vereinigten Mächten gelingen möchte, den Sohn der Revolution zu zertreten, war zunichte geworden. Napoleon hatte das Reich Friedrichs des Großen zu Boden geworfen. Vergeblich versuchte Österreich, dem eisernen Ansturm einen Wall entgegenzusetzen. Verzweifelt wand sich Spanien in Fesseln und vermochte nicht, trotz aller Tapferkeit, das Joch abzuschütteln. Schwer lastete die Hand des Vermittlers auch auf der Schweiz.

Der Jüngling, erfüllt von heiligem Tatendrang, möchte seine erstarken Kräfte irgendwo einsetzen. Die in sich selbst sichere Persönlichkeit würde dem bestimmten Zuge ihres Herzens folgen. Nicht so Tillier. Mit sich selbst uneinig, mußte er in seinem Innern zuerst Klarheit schaffen. Noch immer erregte der Mann, der Europa mit mächtiger Faust den Willen aufzwang, seine Bewunderung. Sollte er sich den Zielen der Neuerer zuwenden, die wie eine Forderung aus einer fremden, entfernten Welt

<sup>1</sup> Das Problem in seiner ganzen Schwere erfassend, fand Tillier, «daß unsere sogenannte schweizerische Volksthümlichkeit eigentlich nur eine verkümmerte sey, und daß auf diesem zersplitterten halb deutschen und halb französischen Wesen nichts ganzes, entschiedenes und großartiges ins Leben treten könne». Tillier, Selbstbiogr. I, 307.

<sup>2</sup> Auf spätern Reisen in Deutschland sehen wir Tillier mehrmals bei Professor Ladomus Einkehr halten.

auf dem Vaterlande lasteten? Je mehr aber das Wirken Bonapartes nicht nur schöne Tat blieb, sondern auf die Unterdrückung und Fesselung der Völker hinzielte, desto mehr schwand auch die blinde Begeisterung bei Tillier. Der Gesichtskreis weitete sich; den Ausblick hemmende Schranken fielen zusammen. Die uralte Idee der Freiheit erwachte in der Brust des Jünglings. Aber vergeblich suchte er in seinem Volke die gleichen Kräfte. Wohl jauchzten viele in blinder Begeisterung der neuen Welt entgegen, ohne den tiefen Sinn der Revolution zu erfassen. Der Haß gegen die alten Staats- und Gesellschaftsformen war der Hauptantrieb, der ihr Innerstes bewegte. Aber jede Begeisterung, die aus dem Hasse heraus ihre größte Glut zieht, bricht kraftlos zusammen, wenn sie den Gegenstand des Hasses vernichtet hat. Jedoch auch die Feinde der neuen Lebensordnung waren der Zeit nicht gewachsen. Hervortretend aus einer großen Vergangenheit, waren die vereinigenden Kräfte, die einst ein starkes Vaterland geschaffen und zusammengehalten hatten, zum kleinlichen Standes- und Familiengefühl zusammengeschrumpft.

Vergeblich suchte der junge Tillier in diesem Erdreich nach einem Plätzchen, wo er tief Wurzel fassen konnte. Zweifel drohten ihn zu zerreißen. Was das Vaterland noch zusammenhielt, waren Furcht und die engen Normen kurzsichtiger Parteien. War die aus dem vollen Herzen herausströmende, gemeinschaftsbildende Kraft nur ein schönes Trugbild?

In solcher Gemütsverfassung reiste Tillier im Oktober 1811 nach Jena. In Genf geschlossene Freundschaften mit begeisterten jungen Deutschen, die Jena zum Studienorte wählten, gaben den Ausschlag bei der Wahl einer deutschen Universität. Jenas große Tage waren vorbei, als der junge Berner dort eintraf. Aber noch ruhte der Glanz Schillers, Fichtes, Schellings und der beiden Schlegel über der Stadt und machte sich bemerkbar im Umgange mit jenen Menschen, die im Lichte dieser Männer gereift waren. Dem Patrizier standen die Türen der hohen Gesellschaft offen. Dem die Dinge kritisch betrachtenden Republikaner entgingen auch die Vorteile nicht, die einem Lande aus dem Dasein edler fürstlicher Persönlichkeiten erwachsen. Die selbstverständliche tiefe Menschlichkeit, die ihm am Hofe in Weimar entgegenströmte, hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck. Hier lernte er den Dingen ruhig ins Auge sehen und an das langsame Wachsen und Ausreifen alles Geschehens glauben. Eine leise

Ahnung stieg in ihm auf, daß es ihm, dem vorsichtig Abwägenden, vielleicht nicht beschieden sein sollte, das politische Lebensprogramm im Vaterlande zu verwirklichen. Er begann, vorsichtig seine Lebensziele aus dem Reiche der Wirklichkeit in das Reich der Gedanken hinüberzuschaffen; der Politiker wandelte sich um zum Historiker.

Schon die väterlichen Hinweise auf die Familiengeschichte hatten in ihm den Sinn für die Vergangenheit geweckt. Der Jüngling, unsicher und unbestimmt in seinen politischen Ansichten, wollte sowohl die alte als auch die neue Zeit zur Grundlage seines Wirkens erfassen. Er glaubte, durch genaue Prüfung auf dem Vernunftwege zu einem Mittelpunkte zu gelangen, von dem aus er dem politischen Handeln einen Sinn und eine tiefere Bedeutung geben könne. Er wollte sich die fehlende innere Sicherheit erarbeiten. Das Denken führte aber zu neuen Zweifeln und zu Mißtrauen. Durch Ludens<sup>1</sup> geschichtliche Vorlesungen angeregt, stieg jetzt aus der Begeisterung für die Geschichte ein großer Gedanke in ihm auf. Er wollte seinem Volke ein Führer aus dem Chaos der Zeit werden. Die Männer der Revolution bauten ziellos in die Wolken. Ihre Träume mußten an der harten Wirklichkeit zerschellen. Die Vergangenheit vor den Zeitgenossen aufzubauen, damit sie die Grundlage der neuen Zeit werden konnte, schien ihm ein würdiges Lebensziel zu sein. Die ganze Kraft wurde dem Geschichtsstudium zugewandt. Noch hatte er, unter lebhafter Anteilnahme Ludens, die Laufbahn des handelnden Politikers nicht auf die Seite geschoben. Vielleicht erntete er aus der neuen geschichtlichen Tätigkeit hinreißende politische Ansichten und greifbare Ziele, die dem Vaterlande neue Wege weisen konnten.

Eindringend in die Seele eines Mitmenschen, gelangt der Forscher oft an einen Ort, wo der Hauch der Unendlichkeit ihn anweht. Unsichtbar quillt der Strom des Geschehens aus der Tiefe hervor und wird dem erlebenden und betrachtenden Menschen erst in den Wirkungen bewußt. Eine gütige Hand hat Tillier auf das Gebiet der Geschichte hinübergeleitet. Die Geschichte rettete diesen Mann, dessen Herz und Gemüt für die harten Hammerschläge der Politik nicht geschaffen waren, vor Verzweiflung und Zusammenbruch; der suchende Politiker ebnete unbewußt dem werdenden Historiker den Weg.

<sup>1</sup> Heinrich Ludens (1780–1847), Professor der Geschichte in Jena.

Politik ist praktische Staatskunst. Das Streben des Politikers kennt nur das zu erreichende Ziel. Zuerst gilt es, mit dem ganzen Wesen ein Ziel zu erfassen. Der Politiker darf kein Grübler und Zauderer sein. Aufsteigende Zweifel muß er unterdrücken. Das Herz erzieht er zu eindeutigen Fühlen. Im demokratischen Staate muß er zur Masse hinabsteigen, deren Bedürfnisse erfassen und dann den Bestrebungen seiner Partei oder Gruppe zum Durchbruch verhelfen. Er weiht bewußt sein politisches Wirken einer großen Einseitigkeit.

Die seelische Struktur Tilliers war zu fein und zu mannigfaltig zum Politiker. Nie im ganzen Leben hat er die geradlinigen Zweckmenschen, wie einen Stämpfli, zu würdigen gewußt. Jene feine Art des organischen Fortschreitens, die der alte Goethe bewußt dem ganzen Denken und Fühlen zugrunde legte, hatte auch Tillier zur Nachahmung begeistert und ihn veranlaßt, den Dichter in Weimar zu besuchen. Mit Wohlgefallen hörte der Altmeister dem Berner Patrizier zu, der sich verächtlich über die gespreizte Burschenfreiheit äußerte<sup>1</sup>. Ohne mit den vorhandenen Kräften und Gedanken im eigenen Volke zu rechnen, hat Tillier aus dem schönen und edeln Geiste der deutschen Klassik heraus politische Ziele gebildet. Unverstanden mußte sein Wort verhallen, wenn er unter dem Volke auftreten wollte. Wenn nun das politische Wirken des reifen Mannes gleichwohl für das Land nicht ohne Bedeutung gewesen ist, so verdanken wir das nicht der feingeistigen Tätigkeit des an klassischer Stätte für die deutsche Kultur gewonnenen politischen Denkers, sondern einem mächtigen Erlebnis, das mit elementarer Wucht alle guten Kräfte des Jünglings zusammenfaßte und zur Verwirklichung des damals Geschauten im eigenen Vaterlande anregte. Dieses Erlebnis war die Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1813.

An der Universität Jena, mitten unter den Studenten, wurde Tillier in die mächtig aufblühende Begeisterung hineingerissen. Die starke, innige Liebe für das Land, die in der Not das Heiligste zum Wohle des Ganzen opfert, war dem Berner, aufgewachsen in kleinlichem Parteigezänke, wie eine Offenbarung aus einer andern Welt. Von den Universitätsfreunden verließ einer nach dem andern die Stadt, um die Waffen zu ergreifen.

<sup>1</sup> Das Gespräch Tilliers mit Goethe habe ich veröffentlicht im «Kleinen Bund» 1924, 323 ff.

«Auch ich», schreibt Tillier, «fühlte mich aufs lebhafteste bewegt und würde ihnen gefolgt seyn, um für die mich eben so sehr begeisternde Sache Preußens und Deutschlands zu fechten, wenn ich nicht Gefahr gelaufen wäre, meinen Schritt in meinem Vaterlande auf eine sehr giftige Weise mißdeutet zu sehen und meine Eltern in große Verlegenheit zu bringen<sup>1</sup>.»

Nationale Erstarkung und Heranziehung der Kräfte des ganzen Landes zu großen Leistungen auf dem Boden des schweizerischen Gesamtvaterlandes war der neue Gesichtspunkt, der in den letzten Tagen des Aufenthalts in Jena vor dem Politiker Tillier auftauchte und zur Wirkung drängte. Wie ein Prediger wollte er in der Heimat auftreten und Deutschlands Beispiel dem zwischen Furcht und kleinlicher Eigensucht schwankenden Volke hinstellen. «Gab es einen Zeitpunkt», ruft er in spätern Jahren aus, «wo kräftiger zur Umbildung und Wiedergeburt unseres Vaterlandes gewirkt werden konnte?<sup>2</sup>»

Mit klopfendem Herzen fuhr er bei Basel über die Schweizergrenze. Er empfand Beklemmung vor der Frage, wie er das gedachte Ziel in die Wirklichkeit umsetzen sollte. Die Voraussetzungen zu seinem Beginnen waren in Bern die denkbar ungünstigsten. «Selbstsucht und eine höchst beschränkte Ansicht der großen Zeitverhältnisse vom Standpunkte kleinlicher Vortheile des Kantons, der Kaste oder des Individuums aus, dabei ein beinahe gedankenloses Nachplappern einiger vorgefaßter Begriffe waren so vorherrschend, daß ich mir wohl nicht verbergen konnte, es sey hier wenig Gutes zu erwarten, und die Schweiz werde, wenn die Zeit der Probe, welche doch näher seyn konnte, als es sich jene Nachbeter vorstellten, wahrscheinlich schlecht bestehen. So war die Stimmung der höhern Stände, die niedern seufzten bloß nach Frieden, ohne zu bedenken, daß ein Frieden, um haltbar und vortheilhaft zu seyn, auf Grundlagen beruhen muß, welche mit dem Glück und der Selbständigkeit der Völker verträglich sind. So lahm hatte ich mir die Stimmung des schweizerischen Volkes nicht gedacht<sup>3</sup>.» Er begann zu fühlen, wie schwierig jede großzügige politische Wirkung in einem Lande war, wo verschiedene Kulturen die Grundlage bildeten und nur die gemeinschaftlich verlebte ruhmvolle Vergangenheit das höhere Band war, das die auseinanderstrebenden Kräfte zusammenhielt.

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 185 f.    <sup>2</sup> Ebd. I, 186.    <sup>3</sup> Ebd. I, 195 f.

Um so mehr verfolgte er den Kampf seiner Freunde in Deutschland gegen das System Napoleons mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Kaiser der Franzosen war jetzt für ihn der Bedrucker und Tyrann der Völker geworden. Bei Lützen und Bautzen heftete sich der Sieg noch an die französischen Fahnen. Allein dem Korsen blieb der neue Geist, der die Truppen des Gegners beseelte, nicht verborgen. Im August erklärte auch Österreich den Krieg an Frankreich. Dadurch rückte die Gefahr in greifbare Nähe, daß der Kampf sich in der Nähe der Schweiz abspielen konnte. Wird die Begeisterung Deutschlands auch die Schweiz erwecken; wird das Vaterland, wie einst in alten glorreichen Tagen, gegen Zwang und Unterdrückung die Waffen ergreifen? Das Land hatte verlernt, sich große außenpolitische Ziele zu stellen; die kleinlichen Gesichtspunkte verhin- derten die große Tat. «Die Eidgenossen hätten jetzt eine glänzende, ihrer Vorfahren würdige Rolle spielen können, wenn sie in diesem Augenblick, oder wenigstens als Baiern sich von dem großen Zwangsherrscher trennte, sich als freies Volk gefühlt und das Banner der Unabhängigkeit empor- geschwungen hätten. Allein 15jährige Knechtschaft und beinahe gänz- liches Unterdrücken jeder selbständigen oder freisinnigen mündlichen oder schriftlichen Äußerung hatte das schweizerische Volk entartet und zu un- abhängigem Auftreten unfähig gemacht<sup>1</sup>.» «Die Masse des Volks blieb, an Entscheidungen außerhalb der Marken des Vaterlandes gewöhnt, theil- nahmslos<sup>2</sup>.» «Es zeigte sich indessen, daß die Regierungen auf keine Weise der Zeit gewachsen waren, und daß sie an die Übermacht des Gözen, der sie geschaffen hatte, gewöhnt, sich keinen Begriff machten, welch ein kräftiger Geist im übrigen Europa die Völker lenkte. Die alte, abgenutzte Leyer einer lauen lauenden und schwankenden, am Ende schlecht beob- achteten Neutralität war der einzige Standpunkt, auf den sie sich zu er- heben wußten. Wie wenig diese alten, auf Kriege zwischen Frankreich und Österreich anwendbaren Grundsätze in diesem großen Völkerkriege, wo es nicht um feindseelige Handlungen gegen Frankreich, sondern um die Rettung Europas vor einer allgemeinen Zwangsherrschaft zu thun seyn konnte, nicht haltbar waren, sah niemand ein<sup>3</sup>.»

Auf dem Kriegsschauplatz drängten sich die Ereignisse mit ungeheurer Schnelligkeit. Die Völkerschlacht bei Leipzig (1813, 16.–19. Okt.) hatte

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 201 f.    <sup>2</sup> Ebd. I, 211.    <sup>3</sup> Ebd. I, 204 f.

Frankreichs Macht im Innersten erschüttert. In Bern war die Furcht vor dem geschlagenen Kaiser noch so groß, daß der Sieg erst am 29. Oktober durch die Presse bekanntgegeben werden durfte<sup>1</sup>. Die Furcht vor Bonaparte, innenpolitische Zerrissenheit des Landes und Unentschlossenheit verhinderten selbst die energische Festhaltung an gefaßten Beschlüssen, die Neutralität aufrecht zu erhalten. Kein Widerstand trat an der Grenze bei Basel dem Heere der Verbündeten entgegen, als es die Schweizer Grenze überschritt.

Die Verletzung der Grenze wurde zunächst in Bern geheimgehalten. Aber schon die Nähe des österreichischen Heeres hatte neues Leben in das bernische Patriziat gebracht. Man hoffte, mit der Vertilgung Napoleons auch die neuen Ideen in den Köpfen der Untertanen auslöschen zu können. Die staatliche Weiterentwicklung sollte wieder an das Jahr 1798 angeknüpft werden. Mit fieberhafter Spannung verfolgte man das Vorrücken der Verbündeten und wünschte mit heißer Inbrunst den Endsieg an die Fahnen der Feinde Frankreichs zu heften. Leute, die für eine Überzeugung mehr als nur große Worte einsetzen wollten, drängten zum offenen Anschluß an die Armeen, die in Frankreich einmarschierten. Der Haß gegen Napoleon brachte Tillier mit jungen Leuten der aristokratischen Partei in nähere Beziehung, obschon die Grundlagen dieses Hasses sehr verschieden waren. Tillier haßte in Bonaparte den Bedrucker der Völker; die Altaristokraten wollten das Schwert erheben gegen den Sohn der Revolution.

In der denkwürdigen Sitzung des Großen Rates vom 22. Dezember 1813 weigerte sich die bernische Regierung, einem Drucke von seiten Österreichs nachzugeben und abzudanken. Junge Patrizier, erbost über den Widerstand der Gewalthaber der Mediationszeit, wollten das Werk des französischen Vermittlers gewaltsam zu Falle bringen. Am nämlichen Abend fand eine erregte Versammlung im Zunfthause zum Distelzwang statt, an der auch Tillier teilnahm. Nach 10 Uhr wurde beschlossen, sofort in der Nacht die Mitglieder der alten Regierung von 1798 zu versammeln. Die jungen Leute eilten in alle Teile der Stadt, um die alten Herren herbeizuholen. «Ich übernahm es», berichtete Tillier, «den alten Staatsschreiber von Morlot<sup>2</sup>, den Vater meiner Freunde, und den Herrn Oberamtmann

<sup>1</sup> Gem. Schweiz. Nachr. 29. Okt. 1813.    <sup>2</sup> Karl Emanuel von Morlot, 1741–1819.

von Jenner von Schwarzenburg<sup>1</sup> herbeizuhohlen. Der erstere obgleich ein Greis von 72 Jahren, aber noch rüstigen Geistes, ein dem alten politischen Glauben unbedingt ergebener und gegen die Franzosen, die ihn vor 16 Jahren seiner Staatsschreiberstelle beraubten, gränzenlos erbitterter Mann, der andere, ebenfalls ein sehr leidenschaftlicher Mann, aber ohne Festigkeit des Charakters. Ich fand den letztern im Bette mit seiner Frau. Da er befürchtete, in eine schwierige Stellung zu kommen, so weinte er über die Zwietracht, die im innern Berns entstehen würde<sup>2</sup>.» Die Erhebung in Bern gegen die Herrschaft Napoleons, aus einem kleinen und engen Gesichtskreis herauswachsend, erfüllte den jungen Mann mit Bitterkeit, wenn er den Schwung und die Opferfreudigkeit der deutschen Bewegung danebenstellte. Er fühlte sein Wesen mit dem ganzen Lieben und Hassen auf einem weitem und festern Grunde verankert. In ihm steigt der Wunsch auf, mit der Glut in der eigenen Brust alle edeln Geister zu entflammen. Die leuchtenden Augen ruhen auf der Versammlung. Doch der Weg zur Seele der Mitbürger ist ihm verschlossen; unmittelbare Wirkung ist ihm versagt. Die geschaute Wahrheit stellt er hin wie ein Bild; nur wer die Fähigkeit und den Willen hat, ihm zu folgen durch die verschlungenen Gänge seines Denkens, kann zur Tat hingerissen werden. Die unmittelbare Wirkung des scharfen Verstandes ist die Zersetzung; das Falsche, Verächtliche und Schwache kann er ausrotten. In der aufbauenden Persönlichkeit dagegen wuchern keine Zweifel und Bedenken, die jeder kräftigen Verwirklichung hemmend entgetreten; sie hat den Glauben in sich, der Berge versetzen kann. So muß auch Tillier, der in sich nicht die Kräfte hat, den neuen Aufbau einzuleiten, sich damit zufriedengeben, mit scharfem Spott das Bestehende zu zersetzen: «Als wir den Anfang der Berathungen dieser Versammlung wahrnahmen, kam es mir vor, als ob wir die Blinden und Lahmen zusammengetrieben hätten, um ihnen einen lustigen Tanz vorzuschlagen. Die Lage des Vaterlandes machte ihnen kein Bedenken, wohl aber die kleinlichsten Formen und Familienrücksichten. Der Präsident der Versammlung, der 82jährige Sekelmeister Stettler<sup>3</sup>, war durchaus unfähig, in irgend etwas Leben oder nur Ordnung hereinzubringen.

<sup>1</sup> Joh. Rud. Niklaus von Jenner, 1765–1833.

<sup>2</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 217 f.

<sup>3</sup> Joh. Rudolf Stettler, 1731–1825.

Sie vereinigten sich endlich zu einer Bittschrift an die Vermittlungsregierung, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der alten Regierung wieder zu überlassen, ein eben so auffallender als im Grunde lächerlicher Schritt<sup>1</sup>.»

Am 23. Dezember 1813 beim Frühstück stritt Tillier noch mit dem Vater über die Achtung der schweizerischen Neutralität, an die zu glauben der Vater «sich vorgenommen hatte». Auf die Straße tretend, hörte der Sohn Trompetenstöße; der Vortrab der österreichischen Truppen, Kaiserhusaren, hielt vor dem Gasthofe zum Falken, wo der Oberbefehlshaber, Graf Bubna, Quartier zu nehmen gedachte. Am gleichen Tage dankte die Mediationsregierung ab, die gegenüber den Einschüchterungsversuchen des österreichischen Agenten Senfft-Pilsach standhaft die Ehre des Landes gewahrt hatte. Die alte Zeit stieg wieder aus allen Gräbern hervor. «Am 24. versammelte sich der nach beinahe 16jährigem Schläfe mit Ausnahme des kurzen Traumes von 1802 jetzt wieder ins Leben tretende Große Rath der Stadt und Republik Bern zum erstenmal wieder<sup>2</sup>.»

Schon die erste Handlung der neueingesetzten Regierung, die Proklamation an Waadt und Aargau, zeigte, daß man mit der völlig veränderten Einstellung des Volkes zu den Obrigkeiten nicht rechnete. Der starre Absolutismus hatte den Gesichtskreis der Regenten immer mehr verengt; der Staat war unter ihm immer mehr zur Sache herabgesunken. Demgegenüber lag auch den noch so utopischen Weltverbesserungsplänen der zahlreichen Propheten, die aus dem Schoße der Revolution heraus weisagten, ein lebensfähiges Element zugrunde. Der erdachte Einheitsmensch der Revolution war ein Atom einer neugeschaffenen Einheit des naturrechtlichen Staates. Ein eigenes neues Gemeinschaftsgefühl verlieh der Bewegung Kraft und Dauer. Durch die Idee des Staates wehte wieder das tausendfältige Leben des ganzen Volkes. Das Bewußtsein, daß im neugeborenen Staate der Einzelne nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte habe, härtete auch den willensschwachen und kurzsichtigsten Mann zu heftigem Widerstande gegen alle Anforderungen, die von der alten Staatsauffassung her an ihn herantraten. So mußte die Proklamation an die Waadt und den Aargau, die diese beiden an Selbstregierung gewohnten

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 218.

<sup>2</sup> Ebd. 215 F.

Kantone wieder unter die unveränderte Herrschaft des alten Bern zurückrief, gerade eine der ursprünglichen Absicht entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Lassen wir Tillier selbst erzählen, welchen Eindruck das Vorgehen Berns auf ihn machte: «Der erste Schritt, den die wiedereingesetzte Regierung that, nämlich ihre Proklamation an das Land, war nichts weniger als geeignet, weder von ihrem großartigen Sinne, noch von ihrer Klugheit eine günstige Meinung zu erwecken, denn in einer öffentlichen Erklärung, wo es von der größten Wichtigkeit war, gleich Anfangs Gemüth und Geist zu gewinnen und die übrigen Eidgenossen mit demjenigen zu versöhnen, was in dem Auftreten der gegenwärtigen Regierung und dem Wiedereinführen einer aristokratischen und größtentheils ausschließlichen Verfassungsform den Begriffen der Zeit entgegenstehendes lag, mußte es in hohem Grade mistönend klingen, wenn man in derselben las, daß, vom Empfange dieser Publikation an, die beiden Regierungen in Aargau und Waadt, sowohl als alle ihre Unterbeamten, die mit Einnahme öffentlicher Gelder beauftragt seyen, ihren Kassenbestand mit authentischen Belegen festsetzen und selbigen, wie alle noch eingehenden Gelder, unter persönlicher Verantwortlichkeit der Betreffenden zur Verfügung bereithalten, desgleichen daß alle Militärvorräthe an Waffen, Pulver usw. von nun an versiegelt, unberührt gelassen, und für getreue Verwahrung derselben gesorgt werden solle. Wahrlich, wenn man es darauf angelegt hätte, gleich einen recht thörichten Schritt zu thun, es wäre unmöglich gewesen, ihn besser auszusinnen. Hätten die damals Einfluß habenden Männer ihre Zeit und die Verhältnisse derselben besser gekannt, so würden sie sich überzeugt haben, daß eine Wiedervereinigung Waadts mit Bern schlechthin zu den unmöglichen Dingen gehöre, und daß sie auch, wenn sie möglich gewesen wäre, nicht wünschenswert genannt werden könnte, weil Sitten und Geist des waadtländischen Volkes von dem Bernischen Wesen ganz verschieden sind, und die Berner Regierung schwerlich, so zweckmäßig sie auch im ganzen ihr eigenes Land verwaltete, die Waadt auf eine verständige und zeitgemäße Weise regiert haben würde. Es wäre also in Betreff der Waadt, welche ohnehin in der Energie ihres Volkes und in den Verbindungen angesehener Waadtländer mehr als genug Mittel in den Händen hatte, sich vor Berns Ansprüchen zu schützen, die größte Klugheit gewesen, unausführbare Pläne weder ganz

noch halb ins Leben treten zu lassen und sich aus dieser Einsicht in die Zeitverhältnisse das größte Verdienst zu machen. Um so leichter wäre es geworden, die Wiedergewinnung des Aargaus zu erhalten, die, auf wahrhaft freisinnige Grundsätze ausgeführt, für beide Theile vortheilhaft gewesen wäre. Eine Wiedervereinigung auf solchen Grundsätzen, welche die Bernerische Volksthümlichkeit erwartet und der Regierung selbst einen freiern und zeitgemäßern Blick gegeben haben würde, scheiterte aber sowohl an der Engherzigkeit der Machthaber beider Kantone, welche lieber ausschließlichen Einfluß in einem kleinen Raume genießen als großherziges Wirken in einem größern Vaterlande erzielen wollten, als an der Scheelsucht Zürichs, welches lieber sich selbst zu Grunde gerichtet hätte, als Bern Vergrößerung zu gestatten. Weit besser hätte man seinen Zweck gleich Anfangs durch eine nachdrückliche Handlung erreicht, als ihn durch Umtriebe zu suchen, welche weder Vortheil noch Ehre brachten. Auf jeden Fall mußte man, wenn man die Verbündeten für die Sache der Berner gewinnen wollte, dieses durch einen kräftigen Beitritt zur Befreiung Europas und nicht bloß durch Denkschriften über die alten Rechte der Berner thun, während man durch sein übriges Benehmen zeigte, daß man im Grunde nicht besser für die Sache der Verbündeten gesinnt sey als diejenigen, denen man einen Vorwurf aus ihrer Abneigung machen wollte. Diese Mißgriffe waren von Anfang an in dem Gange der Regierung wahrzunehmen, so daß durch ihre Schritte lediglich die Ruhe und Ordnung in der Eidgenossenschaft erschüttert wurden, ohne daß der Kanton am Ende irgend einen Vortheil davon erhielt. Der Berner Proklamation aber wurden wahrhaft beschimpfende Antworten zutheil, für die man sich keine Genugthuung verschaffen konnte.»

«Was mich betrifft, so war ich bereits über das Gute, welches aus den in Bern geschehenen Veränderungen entstehen konnte, gewaltig enttäuscht. Ich erwartete weder ein kräftiges Auftreten gegen die Napoleonische Zwangsherrschaft mehr davon, noch die Gründung eines zweckmäßigen, auf Freisinn und Gerechtigkeit beruhenden, die Fortschritte der Zeit und Schweizerische Selbständigkeit berücksichtigenden Regiments, und so wurde mir die fernere Gestaltung unserer innern Kantonsangelegenheiten gleichgültiger<sup>1</sup>.»

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 219 ff.

Tillier begann sich der Heimat zu entfremden. Er sehnte sich hinaus aus einem Kreise, wo seine schöne Begeisterung mit Geringschätzung aufgenommen wurde. Leider waren die Aussichten auf eine Anstellung im österreichischen Staatsdienste völlig geschwunden. Der österreichische Gesandte Schraut<sup>1</sup>, Mieter eines Landgutes der Familie Tillier, hatte sich mit dem Vater bei Anlaß einer kleinen Streitigkeit überworfen. Der leicht erregbare Diplomat erklärte im höchsten Zorne, daß er mit der Versorgungsangelegenheit des Sohnes nichts mehr zu schaffen haben wolle. Umso erwünschter kam dem jungen Tillier ein Angebot von anderer Seite, das ihm die Aussicht eröffnete, für einige Zeit Bern verlassen zu können.

## 2. Im Dienste des Grafen Johann von Salis-Soglio<sup>2</sup>

In den ersten Tagen des Jahres 1814 erschien eines Vormittags von Steiger-van Rechtern<sup>3</sup> bei Tillier und eröffnete ihm, daß er für den «Kaiserlich österreichischen Kämmerer», den Bündner Graf Johann von Salis-Soglio, einen Jüngling aus vornehmer Familie suche, dem man wichtige Geschäfte anvertrauen könne. Es handle sich darum, den Grafen auf den meist zu politischen Zwecken unternommenen Reisen zu begleiten; von Steiger-van Rechtern fragte Tillier, ob er geneigt wäre, die Anstellung zu übernehmen. Der Entschluß mußte schnell gefaßt werden, da Salis-Soglio nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Bern schon am Nachmittag des nämlichen Tages abreisen wollte. Der Vater, der in wichtigen Angelegenheiten nur ungern einen raschen Entschluß faßte, war diesem Plane nicht sehr gewogen. Erst als der Sohn ihm vorstellte, die Anstellung könne der Natur der Sache nach nicht von langer Dauer sein, gab er schließlich die Einwilligung.

Um 12 Uhr wurde Tillier dem Grafen Johann vorgestellt. Er fand einen 38jährigen Mann von kräftigem Körperbau und freundlichem Benehmen,

<sup>1</sup> Franz Alban Schraut, 1746–1825, österreichischer Gesandter von 1807–1825 in der Schweiz.

<sup>2</sup> Johann von Salis-Soglio, 1776–1855. Über ihn s. P. Nicolaus von Salis-Soglio, Die Convertiten der Familie Salis 19 ff.; P. Nicolaus von Salis-Soglio, Die Familie von Salis 330, 332, 334 f.; Oechsli, 19. Jahrh. II, 28 f.

<sup>3</sup> Sigismund Karl Ludwig von Steiger-van Rechtern, 1787–1863, der nachmalige Dragonerobert.

der vom ersten Augenblicke an einen guten Eindruck auf ihn machte. Von der politischen Vergangenheit des Mannes wußte Tillier damals noch nichts. Da Salis-Soglio mit von Steiger-van Rechteren bekannt war, so mußte er der französischen Partei entgegengesetzt sein.

Es war 4 Uhr, als der Graf mit seinem Begleiter zur Stadt hinausfuhr. Die Reise ging zunächst gegen Solothurn. Verwundert saß Tillier dem neuen Herrn gegenüber. In Gedanken auf die Franzosenfeindschaft des Grafen weiterbauend, vermutete der junge Mann, daß Salis-Soglio in Verbindung mit dem Tugendbunde oder mit dem deutschen Bunde stehe. Er träumte sich bereits eine Übereinstimmung mit den eigenen Ansichten zurecht; der Graf reise wohl im Lande umher, um für die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der europäischen Staaten zu arbeiten. Der Wunsch, dem befreiten Europa kräftigende sittliche Grundsätze unterzulegen, mußte auch in ihm brennen. Die Täuschung schwand, als das Gespräch sich politischen und religiösen Fragen zuwandte. Der Mann, der an der Spitze des Waldshuter Komitees leidenschaftlich den Sturz der schweizerischen Mediationsregierungen betrieben hatte und die Geschicke der Eidgenossenschaft im Kampfe gegen Napoleon ganz an die Sache Österreichs knüpfen wollte, hatte keinen Sinn für Ideen, deren Wahrheit noch nicht durch die Wirklichkeit erhärtet worden war. Die überlieferten Formen seines Standes hatten sich tief in sein Wesen hineingesenkt und aus ihm den Edelmann geschaffen. In der abgeschlossenen Aristokratie erblickte er einen durch Überlieferung veredelter Lebensformen gesteigerten Menschentypus, der allein die Fähigkeit in sich trage, die aus den Fugen geratene Welt wieder in Ordnung zu bringen. Diese Überzeugung machte ihn kritisch und ungläubig gegen alle andern Versuche, die Zukunft wieder auf einen festen Boden zu stellen. Unter dem Eindruck der Französischen Revolution erstarrten die politischen Grundansichten zum unverrückbaren Dogma. In jeder Veränderung der bestehenden Zustände wollte Salis-Soglio nur die zerstörenden Elemente erblicken.

Vom politischen Gebiete ging die Erstarrung auf die religiösen Ansichten über. Echte, innige Frömmigkeit erfüllte die Brust des Grafen Johann. Auf dieser zartfühlenden Seele lag beständig das Bewußtsein, daß ein höheres Wesen in die verborgensten Handlungen und Gedanken hineinleuchte. Das feine empfindende Gewissen veredelt die ganze Gefühls-

welt und verleiht dem Verkehr von Mensch zu Mensch eine eigentümliche Tiefe. Wo ein menschliches Einzelschicksal den Grafen ergriff und erschütterte, tat er die milde Hand auf und spendete freudig und mit aufrichtigem Herzen; er genoß den Ruf eines Wohltäters. Die Kirche war für ihn die Wächterin über das menschliche Innenleben. Wie die höhere Gesellschaft der Aristokratie im Gebiete der Umgangsformen und Politik, so hatte auch die Kirche im Wandel der Jahrhunderte feine geistige Erlebnisformen ausgebildet, an die zu rühren niemand sich vermessen sollte. Die großen Reformatoren der Kirche sanken in den Augen Salis-Soglios zu groben Frevlern herab, die uralte Heiligtümer mit frecher Hand zerstört und vor den Blicken der Masse entweiht hatten. Daß die Glaubensumwälzung des 16. Jahrhunderts den Keim zur politischen und gesellschaftlichen Umwälzung der Gegenwart gelegt habe, war seine feste Überzeugung. Schon im Jahre 1803 war der protestantische Bündner zur katholischen Kirche übergetreten. Um die protestantischen Eltern zu schonen, verheimlichte er seinen Übertritt vor der Welt<sup>1</sup>. Selbst Tillier blieb der Glaubenswechsel des Grafen unbekannt; nur fand er, daß sich Salis-Soglio stark zu den «ultramontanisch katholischen Begriffen» hinneige. Die feste Geschlossenheit und die ruhige Sicherheit der katholischen Kirche, wo keine Zweifel an den Grundlehren den Gläubigen anfechten, schienen dem Manne, der mit feststehenden, eisernen Grundsätzen die auseinanderstrebende Welt wieder zusammenschweißen wollte, die einzige Wahrheit zu sein.

Auf das lebhafteste vertrat Graf Johann vor Tillier das Stabilitätssystem, nach dem man, ohne Rücksicht auf das seither Vorgefallene, die Zustände und den politischen Standpunkt vor 1798 wieder zur Geltung bringen sollte. Gegen alle unberufenen Neuerungsversuche mußte ein System zuverlässiger Sicherungen aufgestellt werden.

Tillier war damit einverstanden, daß die unterjochten Staaten wieder auf den geschichtlichen Zustand zurückgeführt werden sollten; doch erklärte er dem Grafen, daß er nicht an ein stetes Verbleiben in einer einmal

<sup>1</sup> «Die Furcht, meine Eltern zu betrüben, bewog mich, meine Conversion geheim zu halten. Sollte Dir, o mein Gott, dieses mein kindliches Zartgefühl (cette tendresse filiale) mißfallen haben, so bitte ich Dich demüthigst um Verzeihung!» N. von Salis-Soglio, *Convertiten* 20.

eingeschlagenen Richtung glauben könne. Salis-Soglio wurde etwas zurückhaltender, als er das Abweichende der Ansichten inne wurde. Allein da Tillier vom sittlichen Standpunkte aus die Achtung dem edeln Manne nicht versagen konnte, so störten in der Folge die verschiedenartigen Ansichten das gute Einvernehmen nicht. Treue und zuverlässige Ausführung der erhaltenen Aufträge einerseits und aus rein menschlichen Eigenschaften emporquellende Güte andererseits halfen die Kluft zwischen beiden überbrücken. Die Feinfühligkeit und Nachsichtigkeit des ältern Mannes verpflichtete den lebhaften Jüngling ebenfalls zu zarter Schonung.

Des vielen Schnees und der durch die Truppenmärsche verdorbenen Straßen wegen trafen sie erst spät in Solothurn ein. Sie stiegen beim gewesenen Altrat von Aregger<sup>1</sup> ab, einem heitern Greise, der in Solothurn an der Spitze der Altgesinnten stand. Was zwischen ihm und dem Grafen Johann verhandelt wurde, blieb Tillier unbekannt, da Salis-Soglio seinen Begleiter, wohl der schon während der ersten Fahrt zutage getretenen abweichenden Ansichten wegen, nicht in die tiefern Geheimnisse seiner politischen Wirksamkeit einweihte. Vermutlich aber waren die Ankunft des Grafen und die Nachrichten, welche er nach Solothurn brachte, die Losung zur politischen Umgestaltung in dieser Stadt; denn kurz darauf, am 8. Januar 1814, wurde dort wieder die alte Regierung eingesetzt. Der einzige wichtige Einblick, den Tillier in die Politik dieses Kreises gewinnen konnte, war die Feststellung, daß das Haupt der Solothurner «Unbedingten» unter der Herrschaft einer stärkern Macht seufzte: «Leider führte aber der ehrliche Baron in seinem Hause nicht das Regiment, sondern es wurde mit ziemlich strenger Hand von seiner mehr leidenschaftlichen als gemüthlichen Frau Gemahlin gehandhabt und zwar, wie ich hörte, sowohl zu seinem eigenen als zu des Staates Schaden<sup>2</sup>.»

Gegen Mitternacht nahmen sie von Solothurn Abschied und fuhren während der Nacht nach Basel. Im «Wildenmann» wartete der Berner Wyß<sup>3</sup> auf sie, der für den Grafen Johann ungünstige Nachrichten aus Freiburg im Breisgau brachte. Im Hauptquartier der Verbündeten stand es

<sup>1</sup> Viktor Joseph Augustin Hermenegild von Aregger von Wildensteg, 1746–1834, war österreichischer Freiherr. Hist. biogr. Lex. I, 447.

<sup>2</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 229.

<sup>3</sup> Wahrscheinlich Franz Salomon Wyß sen., 1750–1817, Mitglied des Waldshuter Komitees.

schlecht um die Sache der bernischen Altgesinnten. Der Abgeordnete der Waadt, Henri Monod<sup>1</sup>, war dank Empfehlungen Laharpes vom Zaren Alexander äußerst wohlwollend empfangen worden. Die einstündige Audienz endigte damit, daß der Kaiser der Russen dem Kanton Waadt die bestimmte Zusicherung gab, er werde für die Befreiung der Waadt und auch des Aargaus eintreten. Wyß drang lebhaft in den Grafen, er möge sich unverzüglich ins Hauptquartier nach Freiburg begeben, um mit dem Gewichte seiner Persönlichkeit der waadtländischen Einwirkung entgegenzutreten. Noch am gleichen Tage reiste Salis-Soglio nach Freiburg, wo sich sowohl das diplomatische als auch das militärische Hauptquartier der Alliierten damals befanden. Doch geben wir Tillier das Wort: «Hier sah ich zuerst den Kaiser Franz nebst dem Könige von Preußen, dessen edle Haltung zu Pferde mir besonders wohl gefiel. Fast jede Haustür war mit dem Namen irgend eines in der Zeitgeschichte bekannten Mannes, der daselbst wohnte, geziert. Der Graf stattete mehrere Besuche, sowohl beim Fürsten Metternich als beim Grafen Nesselrode<sup>2</sup>, ab, ohne aber sehr viel bei ihnen auszurichten. Der Umstand, daß die Fürsten und Fürstinnen des russischen Kaiserhauses in so mannigfaltigen Verhältnissen mit Erziehern und Erzieherinnen aus dem Waadtlande standen, war durchaus ungünstig. Was die Schule des Unglücks und fremder Bezwingung wirkt, das sah man aus der Übereinstimmung, welche in den Ansichten der Abgeordneten des aus französischer Herrschaft erlösten Wallis herrschte<sup>3</sup>.»

Allein schon ging der Aufenthalt der Monarchen in Freiburg seinem Ende entgegen. Zar Alexander wollte am 13. Januar, am russischen Neujahrstage und am Jahrestage des Njemenübergangs, persönlich an der Spitze seiner Garde den Rhein bei Basel überschreiten. Kaiser Franz und der König von Preußen schlossen sich an, um diesem feierlichen Ereignisse beizuwohnen. Graf Johann von Salis-Soglio und sein Begleiter kehrten ebenfalls nach Basel zurück, wo der glänzende Vorbeimarsch der verbündeten Truppen ihre Bewunderung erregte. Am Abend versammelte

<sup>1</sup> Oechsli, 19. Jahrh. II, 84 f.

<sup>2</sup> Minister Alexanders. Der Zar hatte Nesselrode im Verdacht, daß er dem Vorgehen Metternichs in der Schweiz nicht ganz fremd geblieben sei. Deshalb schob er den Minister in den schweizerischen Angelegenheiten auf die Seite, so daß dieser hier keinen Einfluß hatte. Vgl. Oechsli, 19. Jahrh. II, 85 f.

<sup>3</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 230.

sich eine hohe Gesellschaft im Hause des Bankiers Strekeisen. Im hell-erleuchteten Saale sah man alle Uniformen und Orden Europas funkeln. Musik und geistreiche Gespräche unterhielten die Gesellschaft. «Der Graf», berichtet uns Tillier, «unterhielt sich mit den meisten dieser europäischen Notabilitäten, auch wurde er gewissermaßen der Mittelpunkt der Gesandtschaften aller Kantone, in denen frühere Regierungen wieder hergestellt worden waren. So erschienen hier die Gesandten von Solothurn, unter denen der Baron von Besenval und der nachherige Geschichtsschreiber Glutz-Blotzheim<sup>1</sup>, die Gesandten von Freiburg und die von Genf, endlich auch eine Gesandtschaft von Bündten, an deren Spitze der Graf Franz Simon von Salis-Zizers<sup>2</sup>, der in der Vermittlungszeit zu den Staatsmännern gehörte, welche am meisten Einfluß übten. Ende Dezembers hatte nämlich die Erscheinung von 200 bewaffneten Bauern aus dem Obervaz unter Anführung des Barons Heinrich von Salis-Zizers<sup>3</sup> einen Beschluß des Großen Rathes veranlaßt, die alte Verfassung wieder einzuführen, in welcher die alten, angesehenen und reichen Familien, besonders die Salis, gewissermaßen die Demagogen spielten. Graf Simon, obgleich er aus besondern Gründen die Lostrennung Graubündens von der Schweiz zu wünschen schien, misbilligte doch selbst das Benehmen seines Veters, des Baron Heinrichs, der unbedingt an allem Alten hängend, mehr seinen Gefühlen und seiner etwas erhitzten Einbildung, als der Vernunft, Gehör gegeben hatte, worüber manche lebhaftere Erörterung mit dem Grafen Johann stattfand, der jeden Rückschritt zum Alten, wie er auch gethan seyn, und wozu er führen mochte, unbedingt guthieß. Die Wiederherstellung der alten Verfassung in seinem eigenen besondern Vaterlande weckte in dem Grafen Johann den Wunsch, dieses Land, welches er seit sechs oder sieben Jahren nicht wieder gesehen hatte, wieder zu besuchen und ihm seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken<sup>4</sup>.»

<sup>1</sup> Joseph Augustin Urs von Besenval, 1777–1831. Hist. biogr. Lex. II, 209. U.R.J. Glutz-Blotzheim, 1786–1818. – Vgl. G. von Wyß, Gesch. der Hist. 312 f.

<sup>2</sup> Franz Simon von Salis-Zizers, 1777–1845. P.N. von Salis, Die Familie von Salis 336.

<sup>3</sup> Heinrich von Salis-Zizers (1753–1819). P.N. von Salis, Die Familie von Salis 332.

<sup>4</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 231 ff. Vgl. Moor, Currätien II, 1371. P.N. von Salis, Die Familie von Salis 333 ff. Oechsli, 19. Jahrh. II, 46 f., 90 ff. U. von Planta, Die gewaltsame politische Bewegung vom 4. Januar 1814.

Als sich daher die Monarchen von Basel entfernten, um den Armeen auf ihrem Einmarsche nach Frankreich zu folgen, reiste auch Graf Johann weiter gegen Solothurn. In dieser Stadt traf Tillier Herrn von Aregger als Haupt der neuen Regierung wieder. Über Zürich und Rapperswil begaben sich die Reisenden nach Chur, wo sie im Hause des Bundespräsidenten und Bürgermeisters von Chur, bei Rudolf von Salis-Soglio<sup>1</sup>, abstiegen. Hier vernahmen sie, daß in den nächsten Tagen in den Gemeinden Graubündens wichtige Beratungen über einige für die Zukunft des Landes wesentliche Fragen stattfinden sollten. Graf Johann wünschte deshalb, sich in den Süden des Landes zu begeben, wo die Familie von Salis-Soglio den bedeutendsten Einfluß ausüben konnte. «Die Häupter und der Zuzug gemeiner drei Bünde hatten nämlich durch ein Ausschreiben vom 29. Januar 1814 die Räte und Gemeinden aufgefordert, ihren Willen über nachstehende Punkte durch Deputirte auf den an der Stelle des Vermittlungsmäßigen großen Raths tretenden, sich am 9. Februar in Chur versammelnden Bundestag kund zu thun: 1. Ob sie die vom großen Rathe geschehene Herstellung der alten Verfassung mit Vorbehalt allfälliger den Zeitumständen angemessener Modifikationen genehmigen wolle oder nicht; 2. ob sie die aufdringende Aufforderung der Herren Bevollmächtigten der hohen allirten Mächte, und auf die Einladung der zu Zürich versammelten Kantone und des Vororts Zürich selbst, vorläufig ernannte Deputirte an eine außerordentliche Tagsatzung der 19 Kantone bestätigen wollten oder nicht; 3. ob sie die Deputirten beauftragen wollen, jenen Aufforderungen gemäß, zur Errichtung eines neuen eidgenössischen Bundes, und auch zur Verbindung des Standes Graubündten mit der gesamten schweizerischen Eidgenossenschaft, unter den seinem Wohl angemessenen Bedingungen, auf ihre Genehmigung hin mitzuwirken, oder nicht<sup>2</sup>.»

In der kältesten Jahreszeit, zu Beginn der Februarstürme, traten sie die beschwerliche Reise an, die zu Pferde begonnen und im Schlitten fortgesetzt wurde. Lassen wir Tillier selbst erzählen, welche Erlebnisse und Beobachtungen für ihn besonders eindrucksvoll waren: «Wir besuchten

<sup>1</sup> Rudolf von Salis-Soglio, 1747–1821. Er war der Oheim des Grafen Johann. P.N. von Salis, Familie von Salis 327.

<sup>2</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 233 f.

die Hochgerichte Ober-Halbstein, Bivio oder Stalla, Ober Engadin und das Pergellerthal [Bergell]. Die erste Nacht brachten wir auf dem Landsize des Grafen Franz Simon von Salis-Zizers in Conters zu, wo ich zuerst Gelegenheit hatte, eine Familie bündnerischer Landleute in ihrem häuslichen Landleben zu beobachten. Die zahlreiche Familie des Grafen in diesem abgelegenen Orte, die einfache biedere und kernhafte Weise, das patriarchalische des Ganzen, sprachen mich in hohem Grade an<sup>1</sup>. Die folgende Nacht brachten wir in Bivio oder Stalla in der Wirthschaft eines Kapuziners zu. Die rauhe Lage dieses an den Julier und Septimerberg gränzenden Dorfes, welches von der übrigen Welt fast abgeschnitten scheint, hatte etwas ganz eigenthümliches. Die Ankunft des Grafen, der von seinen Anhängern als Vater des Vaterlandes begrüßt wurde, feierte man durch einen ländlichen Ball in der Nähe der Kapuzinerkirche, an welchem ich aus Gefälligkeit gegen den Grafen und um seine Popularität zu vermehren, gleichfalls theilnehmen mußte, obgleich die hier glänzenden Schönheiten mehr an diejenigen erinnerten, welche man allenfalls in einer Kamdschadalenhütte treffen möchte, als an die hübschen Mädchen, denen man in Sachsen oder bei uns begegnet. Genug, ich mußte in den sauren Apfel beißen und ein freundliches Gesicht dazu machen. Von da gieng die Reise über den Septimer und Maloja weiter in das Engadin, wo wir in der Nacht bei sehr großer Kälte zu Schlitten über 2 große Seen fuhren. Während dieser Fahrt erzählte man uns, daß ein Engländer hier vor Schrecken gestorben sey, als er inne geworden, daß er zu Schlitten über den gefrorenen See fahre. Der Graf hielt sich in mehreren Dörfern wie Samaden, Bevers, Pont und Zuoz auf, um mit den Gleichgesinnten Rücksprache zu nehmen. Der Anblick der engadinischen Dörfer, welche in dieser hohen Gegend, wo fast keine Pflanzen mehr gedeihen, aus großen, geräumigen, meistens drei wohl auch vier Stokwerke hohen Häusern von festem Mauerwerk bestehen, hat etwas sehr merkwürdiges und zeigt, wie die unausgesetzte Anstrengung gewerbfließiger Menschen auch die Nachtheile der stiefmütterlichsten Natur bezwingt. Auf der Rückreise über den Maloja kamen wir in ein starkes Schneegestöber.

<sup>1</sup> Am 13. Juli 1831 vermählte sich Graf Johann mit der 28 Jahre jüngern Tochter des Grafen Franz Simon, Elisabeth. Sie war damals, als der Besuch mit Tillier stattfand, 10 Jahre alt. P. N. von Salis, Convertiten 28 ff.

Ich war froh, als wir Abends in Casaccia, dem ersten Orte des Bergellerthals, eintrafen, wo wir die Nacht blieben. Im Bergeller Thal wohnte ich mit Erlaubniß des Landammanns und der stimmfähigen Bürger der Berathung über obige drei Fragen bei, welche unter dem Vorsize des Landammanns Max von Salis-von Soglio<sup>1</sup> stattfand. Die vorzüglichsten Redner waren dieser Landammann und Graf Johann, welcher die unbedingte Wiedereinführung der alten Verfassung ohne einige Modification verfocht, während Max zeitgemäße Modificationen verlangte. Graf Johann erfocht jedoch den Sieg. Den folgenden Tag begaben wir uns nach Bondo, wo Graf Johann ein schönes in italienischem Geschmace erbautes Schloß besaß, welches aber nicht bewohnt war. Wir stiegen daher im Wirthshause ab.» In Bondo besuchten sie einige Verwandte, ebenso in Soglio, von wo sie nach dreitägigem Aufenthalt wieder nach Chur zurückreisten. «Hier blieben wir während der Sitzung des Bundestags», fährt Tillier fort, «der sich nun zur Entscheidung der den Gemeinden vorgelegten Fragen versammelte. Am 26. Februar wurde er beendet, und es ergab sich ein wunderbares Resultat. Auf dem Bundestage, auf welchem nach den Grundsätzen der alten Verfassung 63 Boten erschienen und wo man nach erhaltenen Instruktionen stimmte, bestätigten 36 Stimmen gegen 27 die Absendung einer Gesandtschaft nach Zürich, hingegen wurde von 31 Stimmen die alte Verfassung ohne Modification begehrt, 30 wollten sie modificirt wissen, zwei wollten die bisherige Verfassung auf keine Weise abändern, nach der bündnerischen Weise, die Stimmen zu zählen, wurden die beiden letztern als eine eigene Klasse betrachtet, so daß nun die eigentliche Minderheit von 31 Stimmen, welche die unbedingte Rückkehr zur alten Verfassung wollte, zur künstlichen Mehrheit erwuchs. Indessen zeigte sich bei der Behandlung der Geschäfte bald, wie wenig die alte Geschäftsform und das ganze alte Verfassungswesen mehr den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprachen, so daß manches in der Ausübung dennoch abgeändert werden mußte. Die viel wichtigere Frage über das Verhältniß Bündtens zu der Schweiz wurde, da man sich über die Ansichten des Volkes in dieser Beziehung nicht recht hatte belehren können, einstweilen

<sup>1</sup> Rudolf Max von Salis-Soglio, 1785–1847. Kämpfte 1809 auf der Seite der Bayern in Tirol. Noch im Jahre 1814 leitete er militärisch den Eroberungsversuch des Veltlins durch die Bündner. P.N. von Salis-Soglio, Familie von Salis 335 f.

verschoben, indem man sich zwischen den beiderseitigen Partheihäuptern verstand, die fernere Gestaltung der eidgenössischen Verhältnisse abzuwarten. Zu diesem Ende sollten die Deputirten den Gesandten der hohen verbündeten Mächte zwar die Wiederherstellung der alten Verfassung ankünden und den Konferenzen der Tagsatzung beiwohnen, an ihren Berathungen aber erst dann theilnehmen, wenn dieses auch von den übrigen noch abweichenden Kantonen geschähe. Ein Versuch, sich des zur Zeit der Revolution abgerissenen Veltlins wieder zu bemächtigen, ehe die Österreicher daselbst eingedrungen wären, mißlang, so vortheilhaft er auch für eine große Anzahl von Bündnern gewesen wäre, denen man ihr Eigenthum daselbst eingezogen hatte, und so sehr auch die Schweiz in der Beziehung auf ihre Militärgränze gewonnen haben würde<sup>1</sup>. Es schien aber im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß diese letztere nichts aus eigener Kraft erwerben sollte. In Bündten zankte man sich, ob das allenfalls wieder zu erwerbende Veltlin als Unterthanenland oder als vierter Bund vereinigt werden sollte. Im letztern Falle wollten viele Protestanten nichts davon wissen, aus Besorgniß, man möchte den Katholiken das Übergewicht geben, welches sie, die Protestanten, bis jezt besaßen. Die eigentlich französische Parthei hingegen wagte es in ihrer knechtischen Hingebung nicht, den Franzosen irgend etwas mit Gewalt wegzunehmen. Die Österreicher munterten natürlich nicht auf, etwas zu besezen, worauf sie selbst nähere Absichten hatten, und es giengen Veltlin und Kleven für die Schweiz verlohren. Nachdem diese Absicht durch vielherrschaftliche Thorheit vereitelt worden, begab sich der Graf als Gesandter von Bündten an die Tagsatzung nach Zürich, und ich begleitete ihn dahin<sup>2</sup>.»

Im Grafen von Salis-Soglio hatte Tillier den tätigen Diplomaten kennengelernt, der auf eigene Faust und Verantwortung hin Parteiziele durchsetzen wollte. Der Graf war der Typus des damaligen eidgenössischen Diplomaten und Politikers. Nicht die Durchsetzung realer Notwendigkeiten des Gesamtstaates hatte er sich zur Aufgabe gemacht; ohne sich um die geistigen und materiellen Voraussetzungen der Heimat zu kümmern, lag ihm besonders die Verwirklichung eines starren Prinzips am Herzen.

<sup>1</sup> Näheres über die Veltliner Angelegenheit in dieser Zeit Tillier, Rest. I, 134 ff.

<sup>2</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 234 ff. Oechsli, 19. Jahrh. II, 229 f.

Die einseitige Wirkungsweise des Grafen Johann sagte dem Berner nicht zu. Tief schmerzte ihn die innere Zerrissenheit des Vaterlandes. War die alles belebende Idee des Zusammenschlusses und des Zusammenarbeitens, ohne die kraftvolles und erfolgreiches Wirken nach außen hin zur Unmöglichkeit wird, unter den führenden Staatsmännern der Tagsatzung in Zürich zu finden? Mit großen Erwartungen fuhr er in Zürich ein.

Zum ersten Male seit dem Sturze der Mediationsverfassung waren in Zürich die Gesandten aller 19 Orte versammelt. Nicht innere Eintracht und Begeisterung hatten sie zusammengeführt, sondern die Drohung der Monarchen, nur eine gemeinsame Tagsatzung der 19 Orte werde die Anerkennung der Großmächte finden. So sahen sich Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden genötigt, Ende März 1814 die Sondertagsatzung in Luzern aufzulösen und ihre Gesandten nach Zürich zu schicken.

Tillier hatte hier die erste Gelegenheit, sich in einem Kreise auserlesener eidgenössischer Staatsmänner zu bewegen. Er brannte darnach, die großen Fragen der Zeit mit ihnen zu besprechen und sich ihre Einsicht und ihre Erfahrung zunutze machen zu können. Aber er erlebte eine Enttäuschung: «Ich mußte mich jedoch bald überzeugen, daß die meisten Wortführer beider damals in der Schweiz einander gegenüberstehenden Partheien wenig mit der Zeit fortgeschritten waren, und daß es ihnen eigentlich mehrentheils um Kleinigkeiten zu thun war.» Er traf dort den «edlen und aufgeklärten» Alois von Reding<sup>1</sup> und den «bereits in mannigfacher Beziehung übel beleumdeten und nachher so berüchtigten General Auf der Mauer<sup>2</sup>». Sehr rege gestalteten sich die Beziehungen zu Abt Pankraz Vorster<sup>3</sup> von St. Gallen, «der, obgleich er häufig für sich selbst oft die allergünstigsten Bedingungen hätte erhalten können, dennoch für Pflicht hielt, auf jede persönliche Annehmlichkeit Verzicht zu leisten, um kein Mittel unversucht zu lassen, das Hochstift St. Gallen in geistlicher und weltlicher Hinsicht wieder herzustellen». Obschon Tillier die Herstellung des Klosters St. Gallen nicht wünschte, so konnte er gleichwohl dem

<sup>1</sup> Alois von Reding, 1765–1818. Vgl. Tillier, Rest. II, 67.

<sup>2</sup> Ludwig auf der Maur, 1779–1836. Hist. Biogr. Lex. I, 475. Über die von Tillier angetönte Zukunft Tillier, Rest. II, 72 f.

<sup>3</sup> Pankratius Vorster, 1753–1829. Allg. deutsche Biogr. 40, 312 f. Hist.-biogr. Lex. der Schweiz VII, 300.

tatkräftigen Abte die Achtung nicht versagen, «der die in ihm lebende und von ihm für Lebenszwek erkannte Idee nicht gemeinem Eigennuze» opferte. Mit großem Vergnügen erinnerte sich Tillier noch «seiner kräftigen Gestalt, seiner sprechenden Züge und seines feurigen Blikes mit edlem Ausdruke, das ihn in seinem schwarzen Ordenskleide als ein lebendiges Bild längst vergangener Jahrhunderte darstellte<sup>1</sup>».

Während der fieberhaft tätige Graf Johann von Salis-Soglio in seinem Vaterlande und auf der Tagsatzung in Zürich an der Heraufführung vorrevolutionärer Zustände arbeitete, reiften auf dem großen europäischen Kriegsschauplatze die Ereignisse langsam der Entscheidung entgegen. Immer tiefer drangen die Heersäulen der Verbündeten in Frankreich ein; die mächtig aufflammende Begeisterung und die Wucht der dichtgedrängten Truppenmassen knickten jeden Widerstand. Noch einmal glänzte in diesem Feldzuge der Ruhmesstern Napoleons hell auf; es schien, als ob die stets wachsende Gefahr seine Fähigkeiten und Kräfte verdoppeln würde. Aber die stolzesten und kühnsten Pläne zermürbten in der Ausführung; dem großen Feldherrn fehlte das Werkzeug, seine Entschlüsse der Verwirklichung entgegenzuführen. Der Kern der französischen Armee lag begraben in Rußlands Erde. Wohl trugen die begeisterten Herzen der jungen französischen Soldaten die Heere des Kaisers dem Feinde entgegen; allein die wetterharten Männer fehlten, die erst dem Siegeswillen des Feldherrn den richtigen Nachdruck verschaffen können. Immer kleiner wurde die Schar der Getreuen um Napoleon, immer näher rückte die eiserne Umklammerung dem Herzen Frankreichs. Am 31. März 1814 zogen die verbündeten Heere in Paris ein. Der stolze Eroberer, der einst mit seinem Willen die Welt umspannen wollte, landete als Gefangener auf der kleinen Mittelmeerinsel Elba. In Paris bestieg der Bourbonne Ludwig XVIII. den wieder hergestellten französischen Königsthron.

Diese Nachrichten brachten lebhafte Bewegung in das Einerlei des gesellschaftlichen Lebens in Zürich, «wo die überspannten Anhänger des Alten bis in den dritten Himmel jubelten, während die an Buonapartes Unüberwindlichkeit glaubenden wie vom Donner gerührt da standen<sup>2</sup>». Tillier mischte sich unter die Jubelnden und setzte große Erwartungen auf

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 241 f.

<sup>2</sup> Ebd. I, 242.

die Wiedereinsetzung der Bourbonen. Er hoffte, herbe Lebenserfahrungen, die sie in der Verbannung gemacht, «dürften sie vorzüglich dazu bringen, die Herrschaft zeitgemäßer Fortschritte auf die Grundlage der Rechtmäßigkeit und Ordnung festzusetzen<sup>1</sup>».

Am 12. April fand auf Veranlassung der Gesandten von Lebzelttern und Capo d'Istria<sup>2</sup> ein diplomatisches Dîner zur Feier der Eroberung von Paris statt. Abends um 10 Uhr war im Kasino ein Ball, den Tillier mit dem Grafen Johann, dem General Auf der Maur und dem Ritter Simonetti, dem Residenten des Königs Joachim Murat von Neapel, besuchte. Es fiel Tillier auf, wie unbehaglich diese Feier den Residenten des Schwagers von Napoleon berührte, und er ahnte bereits, daß der Anschluß Murats an die Sache der Verbündeten nicht von langer Dauer sein konnte<sup>3</sup>.

Am 22. April erschien der königlich französische General Mallet, ein geborner Genfer, an der Tafel. Er trug die erste weiße Kokarde auf dem Hute, die man in Zürich sehen konnte. Unter großem Jubel der Tischgenossen brachte der bayrische Gesandte Olry<sup>4</sup> die Gesundheit darauf aus. Der Erfolg der verbündeten Waffen zog viele Sympathien in der Schweiz wieder auf die Seite der Bourbonen. Die feurige Flugschrift Chateaubriands «Von Bonaparte und den Bourbonen<sup>5</sup>» ergriff «selbst abgeneigte Gemüther mit Gewalt». Da die unerquicklichen Verhältnisse in der Schweiz für eine geistige Erhebung keine Grundlage boten, so berauschten sich die eidgenössischen Staatsmänner um den Grafen Johann von Salis-Soglio an den Leistungen fremder Völker, hoffend, daß die großen Ereignisse ihre Wirkungen bis in die abgelegensten Alpentäler hinein fühlbar machen würden.

Anfangs Mai 1814 trennte sich Tillier für kurze Zeit vom Grafen Johann, der sich zur Erledigung der Veltliner Angelegenheit nach Graubünden begab. Tillier benutzte die Gelegenheit, um eine Reise nach Bern zu unternehmen, wo er für Salis-Soglio Geld erheben mußte.

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 243.

<sup>2</sup> Ritter Ludwig von Lebzelttern, österreichischer Gesandter; Graf Johann Anton Capo d'Istria, Gesandter Rußlands. Über sie vgl. Tillier, Rest. I, 8 f.

<sup>3</sup> Nach Napoleons Landung fiel Murat von der Sache der Verbündeten ab. Im Oktober 1815 wurde er kriegsrechtlich erschossen.

<sup>4</sup> von Fischer, Wattenwyl 229 f.

<sup>5</sup> Chateaubriand, de Bonaparte et des Bourbons 1814.

Nach wenigen Tagen kehrte Tillier wieder nach Zürich zurück. Dort fand er einen Brief des Grafen vor, der den Wunsch aussprach, der junge Mann möge nach Graubünden folgen. In Chur traf er nicht Salis-Soglio, sondern wieder einen Brief mit dem Auftrage, er solle im Engadin mit dem Grafen Johann zusammentreffen. Tillier ritt am ersten Tage über die Lenzerheide nach Bivio. Frischgefallener Schnee erschwerte den Übergang über den Septimer und Maloja derart, daß er nur mit größter Mühe nach Silvaplana gelangte. Von hier begab er sich nach Zuoz, wo er erfuhr, daß der Graf nach Soglio weitergeritten sei. Tillier kehrte um und brachte die Nacht in Samaden zu. Am folgenden traf er den Grafen Johann in Soglio.

Die ehemaligen bündnerischen Untertanenlande Veltlin, Cleven und Worms hatte Bonaparte 1797 in die einige Monate vorher gegründete Zisalpinische Republik einverleibt. Mit der schlechten Verwaltung der Bündner unzufrieden, hatten mißvergnügte Untertanen, besonders im Veltlin, den siegreichen Feldherrn der Revolution zu diesem Schritte aufgefordert. Zugleich wurde alles in den drei Landschaften befindliche, den «verhaßten bündnerischen Tyrannen gehörige Eigenthum», Liegenschaften und Kapitalien, zur «Entschädigung dieser Provinzen für die vielen erlittenen Ungerechtigkeiten und Beraubungen» konfisziert<sup>1</sup>. Dieses Vermögen, das im «ursprünglichen niedern Inventurwerth» mehr als sechs Millionen Franken betrug, bestand zum größten Teile aus Grundbesitz. Die edlen Familien Bündens, besonders die Familie von Salis, pflegten ihr Vermögen vorzugsweise in Gütern jener fruchtbaren Täler, besonders in Weinbergen, anzulegen. Der Sturz Napoleons erweckte in Graubünden die lebhaftesten Hoffnungen, daß man die verlorenen Gebiete und die konfiszierten Güter wieder zurückgewinnen könne.

Die Reise des Grafen Johann galt diesmal der Konfiskations-Angelegenheit, die besonders seine Familie berührte. Er wollte sich nach Mailand begeben, um den am 9. Mai 1814 dort eingetroffenen österreichischen

<sup>1</sup> P. C. Planta, Mein Lebensgang 39 f., wo sich eine kurze und übersichtliche Darstellung des Konfiskationsgeschäftes befindet. Über den weiteren Verlauf und die schließliche Erledigung der Angelegenheit siehe auch dort. – Muralt hat in seiner Biogr. von Hans Reinhard 518 ff., Beilage 19, die wichtigsten Aktenstücke über die Verhandlungen am Wiener Kongreß zusammengestellt. Besonders bemerkenswert ist die Note Metternichs vom 23. März 1815 540 ff.

Oberbefehlshaber in Italien, den Feldmarschall Bellegarde, zu sprechen. Am 25. Mai ritten Salis-Soglio und Tillier nach Chiavenna, wo der Graf mehrere Personen wegen der Konfiska besuchte und mit ihnen längere Unterredungen pflegte. Den folgenden Tag kamen sie nach Morbegno. Im Hause des Don Antonio Paravicini, mit dem der Graf hauptsächlich Rücksprache zu nehmen hatte, fanden sie freundliche Aufnahme. Über Como reisten sie nach Mailand. Allein, hier erwartete den Grafen eine Enttäuschung. Mit allerlei Ausflüchten suchte der Feldmarschall den Bündner hinzuhalten, so daß Salis-Soglio bald merkte, daß hier für seine Sache kein Erfolg zu erringen sei.

Immer mehr wurde dem Grafen die Anwesenheit des jungen Tillier unangenehm, um so mehr, als dieser sich nicht gescheut hatte, dem unverrückbar in seinen Ansichten verankerten Grafen «zeitgemäße Räte» zu geben und ihm deren Befolgung warm ans Herz zu legen. In Mailand erhielt Tillier reichlich Gelegenheit und Zeit, in Muße die Stadt und die Umgebung kennenzulernen. Salis-Soglio beabsichtigte, das Verhältnis mit Tillier zu lösen. Er gab seinem Begleiter den Auftrag, nach Bern zurückzukehren, um die Ereignisse abzuwarten. «Der Graf hatte mich durch den Aufenthalt in Mailand für die wenig angenehmen in seiner Gesellschaft gemachten Reisen entschädigen wollen. Unsere gemeinschaftliche Laufbahn war jetzt geendet. Unsere Geistesrichtungen, unsere Lebensansichten, unsere Lieblingsneigungen, unser ganzes Streben waren zu entgegengesetzt, als daß wir, so sehr ich auch den achtungswerthen Eigenschaften des Grafen Gerechtigkeit widerfahren ließ, lange gemeinsames betreiben konnten. Der gegenwärtige Auftrag, den er mir ertheilte, war eine stillschweigende Übereinkunft uns zu trennen<sup>1</sup>.»

Damit stand Tillier wieder auf eigenen Füßen. Er fühlte sich stärker und freier; denn die eigene, selbst errungene politische Überzeugung hatte sich durchgesetzt und war im Gewoge der vornehmen Welt nicht untergegangen. Er hatte einen tiefen Einblick gewonnen in die Unseligkeit der schweizerischen Parteiverhältnisse. Aus dieser Zeit ist der Politiker Tillier nicht mit neuen Ansichten hervorgetreten; theoretische Erkenntnisse sind durch Erlebnisse in der wirklichen Welt erhärtet und gefestigt worden. Der Jüngling reifte zum Manne.

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 257.

### 3. Feldzug nach Burgund 1815

Dem Siege über die Französische Revolution sollte die Wiederherstellung der alten Zustände folgen. In Wien traten die leitenden Staatsmänner zusammen, um über die Zukunft Europas zu beraten und zu entscheiden. Auch die Eidgenossenschaft und ihre Glieder schickten ihre Vertreter nach Wien. Allein die vielen Sonderinteressen verhinderten jedes einheitliche, für das Wohl des ganzen Landes ersprißliche Wirken.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel traf die in Wien versammelten Männer die Nachricht von der Rückkehr Napoleons nach Frankreich<sup>1</sup>. Unmöglich konnte dieser regsame Geist, der einst Europa zu seinen Füßen geworfen hatte, in der Beherrschung und Verwaltung einer kleinen Insel Genüge finden. So hatte er seine Fesseln gesprengt, und bereits nahte der Siegeszug des Kaisers der Mitte Frankreichs. Die alten Krieger, von der Regierung des Bourbonen zurückgesetzt, strömten in Scharen jubelnd ihrem frühern Feldherrn zu. Ludwig XVIII. floh aus Paris, und Napoleon bestieg wieder den Kaiserthron.

Von den zwischen den Großmächten schwebenden Spannungen wohl unterrichtet, hatte der Kaiser gehofft, der Kongreß in Wien werde grolend auseinandergehen, noch bevor die Nachricht der Landung bis nach Wien gedrungen sei. Pathetische Friedensbeteuerungen sollten die entzweiten Feinde mit der vollendeten Tatsache versöhnen.

Aber einmütig erhoben sich die Völker zur Abwehr der drohenden Gefahr; Unstimmigkeiten und Streitigkeiten sollten erst nach der gänzlichen Niederwerfung Napoleons beseitigt werden.

Auch an die Schweiz trat diesmal, viel ernster und bestimmter als im Jahre 1814, die Forderung, sich offen für eine der beiden Parteien zu erklären. Die vorsichtig abwägende Neutralität der leitenden eidgenössischen Staatsmänner, die auf beide Seiten das nämliche freundliche Gesicht zeigen wollte, wiesen die Verbündeten schroff zurück. Napoleon, dem die Verworrenheit der politischen Zustände in der Schweiz und die Neutralitätsliebe des größten Teils ihrer Bevölkerung bekannt waren, ließ der Tagsatzung die Erklärung zugehen, daß er die Neutralität der Schweiz achten werde. Schwer war die Verantwortung, die auf dem da-

<sup>1</sup> Er landete am 1. März 1815 zwischen Cannes und Antibes.

maligen Tagsatzungspräsidenten, dem Bürgermeister David von Wyß von Zürich, lastete. Die größere Wahrscheinlichkeit des Erfolges lag auf der Seite der Verbündeten; die Annahme der französischen Erklärung würde den Abbruch der Beziehungen mit den Alliierten und die gewaltsame Erzwingung des Durchmarsches durch die Schweiz zur Folge gehabt haben.

Aber noch andere Gründe waren vorhanden, die zum Anschlusse an die Gegner Bonapartes zwangen. Verglichen mit der Behandlung, die der Kaiser der Franzosen auf der Höhe seiner Macht der Schweiz hatte angedeihen lassen, muß zugestanden werden, daß trotz des unerfreulichen Schauspiels, das die schweizerischen Gesandtschaften den Vertretern der Mächte in Wien boten, die Verbündeten der Eidgenossenschaft gegenüber Wohlwollen gezeigt hatten. Daß «fortschrittliche» Eidgenossen, in völliger Verkennung der wirklichen Verhältnisse, mit dem «Kaiser der Bauern und Plebejer» noch sympathisieren konnten, zeigt uns, wie oberflächlich und zerfahren weite Kreise des Volkes ihre Urteile zu bilden pflegten. Bei der ersten Niederwerfung Bonapartes war kein Schweizerblut geflossen; als eine Folge fremder Siege war der Eidgenossenschaft Selbständigkeit und Freiheit mühelos in den Schoß gefallen. Wollte die Schweiz fernerhin unter den Staaten Europas eine geachtete Stellung einnehmen, so war es notwendig, daß sie bereit war, zum Wohle des Ganzen ein Opfer zu bringen.

Diese Erwägung drängte David von Wyß zum Entschlusse, der Tagsatzung einstweilen die Neutralitätserklärung Napoleons zu verheimlichen, da er aus der Annahme des französischen Anerbietens für das Land die schlimmsten Folgen befürchtete. Am 20. Mai 1815 erklärte die Tagsatzung den Beitritt der Schweiz zu der Sache der Verbündeten<sup>1</sup>.

Schon bei der ersten Nachricht von der Rückkehr Napoleons nach Frankreich hatte die Tagsatzung zum Schutze des Landes militärische Anordnungen getroffen. Napoleons Zug gegen Lyon veranlaßte, daß in das bedrohte Genf zwei Bataillone Waadtländer geworfen wurden. Für das halbe, wenige Tage später für das ganze Bundeskontingent ordnete man die Marschbereitschaft an<sup>2</sup>. Zunächst nur zum Schutze der Grenzen be-

<sup>1</sup> Dierauer V, 377.

<sup>2</sup> Das Bundeskontingent bestand aus 32 886 Mann, zwei Mann auf 100 Seelen Bevölkerung. Bundesvertrag 1815, § 2.

stimmt, traten bald darauf diese Truppen unter die Waffen, geführt von einem 75jährigen Greise, dem Glarner Niklaus Franz von Bachmann<sup>1</sup>, dem der Zürcher Finsler<sup>2</sup> als Generalquartiermeister und der Freiburger Castella<sup>3</sup> als Generalstabschef beigegeben wurden. Die zum Schutze der Grenze von Basel bis Genf bestimmte Armee wuchs nach und nach bis auf 30 000 Mann an, die auf einer Strecke von etwa 60 Stunden nach dem Kordonsystem verzettelt war.

General Bachmann erklärte schon bei der Übernahme des Kommandos, daß dieses schwache Gewebe an irgendeinem Punkte leicht durchstoßen werden könne. Er beantragte, die eidgenössische Armee an einigen Orten zu konzentrieren und nur Beobachtungsposten an der Grenze stehenzulassen. Die diplomatische Kommission der Tagsatzung gab die Zustimmung; anfangs Mai wurde die Konzentration vollzogen. Die drei Konzentrationspunkte waren Yverdon, Aarberg und Basel.

Die 1. Division marschierte an den linken Flügel der neuen Aufstellung, in die Gegend von Orbe und Yverdon. Rechts anschließend folgte die 2. Division, das Zentrum, im Raume Aarberg–Murten. Die 3. Division zog sich zusammen zwischen Solothurn und Basel; sie bildete den rechten Flügel der eidgenössischen Armee.

Diese Ereignisse verfolgte der junge Tillier mit höchster Spannung. Für ihn stand es fest, daß die Vorbedingung zu jeder weiteren staatlichen Entwicklung die Niederwerfung Bonapartes sei. So faßte auch er den Entschluß, die Waffen zu ergreifen und in die Armee einzutreten.

Vor der Abreise nach Genf im Winter 1808 war Tillier zum Leutnant ernannt worden. Doch sollte er sich dieser Würde nicht lange erfreuen. Der Vater Tillier, mit dem Groll des zurückgesetzten Mannes im Herzen, lebte mit den Häuptern der bernischen Mediationsregierung, besonders mit dem Schultheißen von Wattenwyl, in erbitterter Feindschaft. Das stets wachsende Mißtrauen des alternden Mannes dehnte sich auch auf Handlungen aus, die von der Seite der Regierung gegen irgendein Glied der Familie Tillier gerichtet waren. Die Feindschaft gegen Wattenwyl steigerte sich nun zum unversöhnlichen Hasse, als dem in Genf lebenden

<sup>1</sup> Niklaus Franz von Bachmann, 1740–1831. Hist.-biogr. Lex. I, 513 f.

<sup>2</sup> Hans Konrad Finsler, 1748–1821.

<sup>3</sup> Nicolas Antoine Xavier Castella, 1767–1830. Hist.-biogr. Lex. II, 512.

Leutnant Tillier vom Kriegsrat der Urlaub zum Abschlusse seiner Studien verweigert wurde und zugleich die Streichung aus der Liste der Offiziere erfolgte. Daß zu gleicher Zeit Tilliers Freund Wurstemberger<sup>1</sup>, der damals in Rom lebte, einen Urlaub erhielt, machte auch den Sohn irre an den leitenden Staatsmännern in Bern und drohte ihn allmählich in die Atmosphäre verbissenen Hasses hineinzuziehen, in der der Vater kümmerlich die eigene Persönlichkeit gegenüber seinen Mitbürgern zu behaupten suchte.

Unter diesen Umständen war der Eintritt in die Armee für einen Patri- zier, der nicht von unten herauf dienen wollte, eine schwierige Sache, besonders da der Schultheiß von Wattenwyl dem Kriegsrat als Präsident vorstand. Tillier ließ durch einen Freund, Ferdinand von Sinner<sup>2</sup>, dem Vizepräsidenten des Kriegsrates, dem Obersten Effinger von Wildegg<sup>3</sup>, seine Dienste anbieten. Allein es gelang Effinger nicht, den jungen Mann durchzusetzen, da Wattenwyl sich einer Anstellung in jeder Weise entgegenstellte.

Die bernische Armee war ihm verschlossen. Aber er gab die Hoffnung nicht auf, am Kriege gegen Napoleon teilnehmen zu können. Rasch war ein neuer Entschluß gefaßt. Er gedachte, den bevorstehenden Feldzug mit den Österreichern mitzumachen. Zur Einholung der notwendigen Empfehlungen reiste er zum Grafen Johann von Salis-Soglio nach Chur, der ihm in freundlicher Weise Briefe an die Fürsten Metternich und Schwarzenberg und an den General Radetzky mitgab. Alles schien einen guten Verlauf nehmen zu wollen, als auf dem Rückwege ein eigenartiges Erlebnis auch diesen Plan zerstörte. Vor Luzern überraschte ein heftiges Gewitter den Reisenden, so daß er vollständig durchnäßt beim Einbruche der Nacht vor der Stadtmauer anlangte. Hier suchte er ein Stadttor, fand eine Pforte und stand mitten auf dem Kirchhofe der Stiftskirche. Da er den Ausgang gegen die Stadt nicht finden konnte, ging er wieder zurück und gelangte nach langem Suchen wieder auf den nämlichen Kirchhof. Dies ereignete sich dreimal, so daß ihm «über dieses dreimalige unfreiwillige Zurückkehren auf den Kirchhof beinahe unheimlich zu Muth»

<sup>1</sup> Ludwig Rudolf von Wurstemberger, 1790–1823.

<sup>2</sup> Abraham Ferdinand Rudolf von Sinner, 1790–1861.

<sup>3</sup> Rudolf Emanuel von Effinger, 1771–1847.

wurde. Endlich kam er aus dem Kirchhofe heraus und fand den Weg in die Stadt. Bereits machten sich die Anzeichen einer heftigen Erkältung bemerkbar. Am folgenden Tage traf er in Bern ein, von starkem Fieber ergriffen. Beängstigende Träume von Tod und Begräbnis quälten ihn; die unzusammenhängenden Reden des Fieberkranken über diese Dinge erschreckten den Vater. Die Besorgnis, daß der Sohn den langen Märschen und Strapazen des Feldzuges nicht gewachsen wäre, vertrieb für den Augenblick jeden Widerwillen gegen den Schultheißen von Wattenwyl. Als Bittender nahte er sich dem einflußreichen Manne, für Anton eine Anstellung erfliegend. Dieser hatte keine Ahnung vom Schritte des Vaters. Er erhielt jedoch keine zivile Anstellung; einige Tage später traf ein Brevet ein, das ihn als zweiten Unterleutnant in die bernische Armee einstellte.

Die Einordnung auf der untersten Stufe schmerzte den Genesenden tief, da das Vorgehen der Regierung ihm gegenüber «nicht einen Funken von Billigkeit und Zartgefühl» zeigte. Doch Tillier wurde die Genugtuung zuteil, daß die niedere Stufe seiner Einreihung im Patriziate, ja in der öffentlichen Meinung der Stadt Bern allgemeine Mißbilligung hervorrief.

Während eines Monats wurde Tillier mit Rekruten und andern Offizieren, die zur Armee abgehen sollten, in Bern eingeübt. Anfangs Juni erhielt das Detachement den Befehl, sich zur Armee zu begeben.

Das 8. Bataillon, dem Tillier zugeteilt worden war, befand sich damals im Lager von Kallnach. Der Bataillonskommandant war Oberst Rudolf von Luternau<sup>1</sup>, «ein gutmütiger Mann, begabt mit einem gewissen Mutterwitz, aber in seiner Erziehung durchaus vernachlässigt, so daß ihm die ersten und beinahe nothwendigsten Kenntnisse zu seiner Stelle abgiengen». Ein lebhafter und geschäftsgewandter Aidemajor Steiger und ein sehr verständiger Adjutant, Balsiger von Wabern, halfen der Sache so gut als möglich nach. Im Lager von Kallnach stand noch das Bataillon des Oberstleutnants von Erlach von Gerzensee<sup>2</sup>, «weit thätiger in allen kriegerischen Bewegungen als das Bataillon», dem Tillier angehörte, «bei dem es etwas schlaff zu gieng». Ein Bataillon Voltigeurs, aus den aus Frankreich zurück-

<sup>1</sup> Johann Rudolf von Luternau, 1773–1821.

<sup>2</sup> Karl Emanuel von Erlach, 1776–1862.

gekehrten Schweizerregimentern gebildet<sup>1</sup>, reizte durch seine straffe Haltung die beiden Milizbataillone zur Nachahmung.

Die aus sieben Bataillonen bestehende Brigade führte Oberst von Effinger von Kiesen, «der schon erwähnte Vicepräsident des Kriegsrates. Es fehlte diesem Manne keineswegs an persönlichem Mute, aber bei den Versuchen, mit seiner Brigade größere Bewegungen vorzunehmen, legte er nur geringe Einsicht und Gewandtheit an den Tag, so daß selbst bei der Mannschaft seine ohnehin nicht große Beliebtheit dadurch noch vermindert wurde. Auch diesem Truppenführer kam ein wackerer und einsichtsvoller Adjutant sehr zustatten».

Die Brigade Effinger gehörte zur 2. Division. Der Divisionskommandant, Oberst Füßli, hatte sein Hauptquartier in Aarberg. Von den drei Divisionen<sup>2</sup> war die zweite Division die größte<sup>3</sup>. «Füßli, ein Kaufmann aus Zürich, war ein energischer, tüchtiger, bei der Armee allgemein beliebter Mann. Ohne Kriegeserfahrung, nur in Garnisonen und auf Übungsplätzen ausgebildet, erregte es doch einige Bedenken und Sorgen, wenn die Offiziere sich vorstellten, daß Füßli den geübten Feldherrn Napoleons gegenüberzutreten habe.»

Das Hauptquartier mit General Bachmann war in Bern. Die im Laufe des Juni erfolgten Bewegungen der Franzosen<sup>4</sup> hatten auch in der eidgenössischen Armee Truppenverschiebungen zur Folge. Das Bataillon Luternau wurde von der Brigade Effinger losgelöst und der Brigade Glutz zugeteilt, die zur 1. Division gehörte. Das Berner Bataillon bezog Quartiere in der Gegend von Murten<sup>5</sup>. Meldungen über das Vorrücken französischer Truppen längs der savoyischen Grenze veranlaßten den plötzlichen Aufbruch der Brigade von Murten nach Moudon. Dieser erste Vormarsch im größern Verbands, den Tillier mitmachte, zeigte ihm mit

<sup>1</sup> Die Schweizer Söldner, die Ludwig XVIII. den Treueid geleistet hatten, verweigerten Napoleon den Dienst und kehrten in die Schweiz zurück. Maag, Gesch. der Schweizertruppen in franz. Diensten 1813–1815 217 ff. Dierauer V, 376.

<sup>2</sup> Die 1. Division führte Oberst Nicolas de Gady, 1766–1840, die 3. Division Karl d’Affry, 1772–1818, beide aus Freiburg.

<sup>3</sup> Muret et Cérenville, La Suisse en 1815 31; Schweiz. Kriegsgesch. Heft 9, 87.

<sup>4</sup> Über diese Bewegungen der Franzosen Muret et Cérenville 34 ff.

<sup>5</sup> Zur Brigade Glutz gehörten noch je ein Bat. Schwyzer und Thurgauer. Zwei weitere Bat., Luzerner und Genfer, waren in Genf.

erschreckender Deutlichkeit den schwachen Geist und die mangelhafte Ordnung, die in der eidgenössischen Armee herrschten: «Auf diesem Marsche aber hatte ich Gelegenheit, einen Vorgeschmack von demjenigen zu gewinnen, was uns bevorstehen konnte, wenn die Ereignisse des Kriegs uns in eine schwierige Lage geführt hätten. Der in Geschäften abwesende Aidemajor Steiger hatte mir sein Pferd geliehen, so daß ich mit dem Obersten von Luternau und einem Hauptmann voranritt. Bei einem Halte ungefähr zwei Stunden vor Milden [Moudon] legten wir uns ins Gras und ruhten etwas aus. Als meine beiden Gefährten glaubten, ich schlummere, entspann sich ein ziemlich merkwürdiges vertrauliches Gespräch unter ihnen, dessen Gegenstand die Unzuverlässigkeit und üble Stimmung der Truppen, sowohl als die Unfähigkeit der Commandirenden, die große Überlegenheit der Franzosen und die Wahrscheinlichkeit eines schlechten Ausganges des Feldzuges waren. Beide schlossen mit dem Wunsche, je eher je lieber gesund und wohlbehalten aus der Gesellschaft der Soldaten in diejenige ihrer Familie zurückzukehren. Daß dieses Gespräch eben nicht geeignet war, mir große Zuversicht einzuflößen, fällt in die Augen, besonders, da es von zwei Offizieren geführt wurde, die beide im Ausland gedient hatten. Was ich selbst mit ansah, konnte auch kein größeres Zutrauen erzeugen. Es war aber auch zum Theil die Schuld der Offiziere selbst, welche sich über den traurigen Zustand der Dinge beklagten. Das Bataillon marschirte beinahe in gänzlicher Auflösung, eine Schwadron feindlicher Reiter würde es gänzlich zusammengehauen haben. Bis auf zwei Stunden weit rückwärts fand man Nachzügler, und wir mußten vor Milden einen langen Halt machen, um uns wieder so zu ordnen, daß wir auf eine anständige Weise in die Stadt einzogen. Wir sollten eigentlich hier im Felde lagern, allein die Soldaten wären schwer dazu zu bringen gewesen, und der Oberstlieutenant wußte es beim Brigadier dahin zu verantworten, daß wir damit verschont wurden<sup>1</sup>.»

Am folgenden Tage marschierte Tillier mit der Truppe nach Vucherens, wo sie mehrere Tage blieben. Die Nachricht über den Sieg Napoleons bei Ligny<sup>2</sup>, die mit Blitzesschnelle in die Schweiz gekommen war, drückte die Stimmung der Stabsoffiziere sehr herunter. Diese Besorgnisse wurden noch verstärkt durch die grenzenlose Unbehilflichkeit auch des Kom-

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 280 f.    <sup>2</sup> Schlacht bei Ligny, 16. Juni 1815.

mandanten dieser Brigade, des Obersten Glutz. Doch sollte die Truppe von diesen peinlichen Gefühlen bald befreit werden durch die Nachricht des Sieges bei Waterloo: «Es war eines Abends, als ich gerade als zweiter Offizier auf der Hauptstraße nach Lausanne war, als man bei einbrechender Dämmerung in der Ferne Kanonenschüsse hörte. Es schien, als ob der seit den letzten Nachrichten beinahe mit jedem Tage erwartete Angriff der Franzosen auf die Schweiz wirklich stattgefunden hätte, überall traten die Truppen unter die Waffen. Von unserm Oberstlieutenant erhielt ich den Auftrag, nach Milden zu gehen, und mich nach dem Zustande der Dinge zu erkundigen. Es war bereits dunkle Nacht eingetreten, als ich diesen Auftrag erhielt, und eine Schildwache, auf die ich ganz unerwartet stieß, hätte mir beinahe das Bajonnet durch den Leib gerannt. In Carouge [VD] bei der Brücke waren die Schwyzer aufgestellt und ihre Officiers im Wirthshause zu einem fröhlichen Gelage versammelt, was mich nicht wenig verwunderte. Also bald nahte ich dem Oberstlieutenant und war nicht wenig überrascht zu vernehmen, daß die gehörten Schüsse Freuden-schüsse seyen, die auf Befehl des Obercommandos bei der ganzen Armee gethan wurden, weil die Allirten einen großen Sieg über Napoleon erfochten, über dessen Ergebniß er mir einige Umstände mittheilte. Da mir diese Aufklärung hinreichend schien, so kehrte ich mit derselben nach Vucherens zurück, wo der Stab sie mit großem Vergnügen aufnahm. Der Brigadeoberst aber, der die ganze Gegend in Alarm gesetzt hatte, ohne daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, jemand benachrichtigen zu lassen, wurde scharf mitgenommen<sup>1</sup>.»

Der siegreiche Vormarsch der Verbündeten in Frankreich erweckte auch im eidgenössischen Hauptquartier den Drang zur Offensive. General Bachmann deutete der Tagsatzung an, daß jetzt für die Schweiz der Augenblick zum Handeln gekommen sei. Allein die diplomatische Kommission der Tagsatzung wies alle Wünsche der angriffslustigen Partei zurück.

Die tätige Mitwirkung an der Niederwerfung Napoleons hätte die Schweiz den Mächten gegenüber auch politisch in eine vorteilhafte Stellung gebracht. Doch der günstige Zeitpunkt dazu war nach der Schlacht bei Waterloo vorüber. Diese Einsicht herrschte in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse bei den meisten eidgenössischen Staatsmännern vor. Da

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 282 f.

gaben die Franzosen selbst die Veranlassung zum Einmarsche der eidgenössischen Armee in Burgund.

Am 28. Juni beschoß der Kommandant der französischen Festung Hüningen während einer Stunde die Stadt Basel. Ferner waren Abteilungen eines Zürcher Bataillons an der Grenze angegriffen und mehrere Dörfer im Berner Jura von Streifkorps überfallen worden. Obschon die Beschießung der Stadt Basel nur geringen Schaden verursacht hatte, genügte dieses Ereignis in Verbindung mit den Plänkeleien an der Grenze, die Tagsatzung in ihren Entschlüssen umzustimmen. Sie erteilte dem General die Vollmacht zur Überschreitung der französischen Grenze, wenn der Schutz schweizerischer Ortschaften oder die Sicherung der Verbindung zwischen den Truppen es erfordere.

Sofort wurde der Vormarsch nach Süden eingestellt. Das Bataillon Luternau marschierte zunächst nach Cronay in der Nähe von Yverdon und bezog dann mit der ganzen Brigade Glutz für zwei Tage das Lager von Corcelles-sur-Chavornay. Am 4. Juli, 3 Uhr morgens, erfolgte der Abmarsch nach der Grenze. Vor Jougne kamen Knaben mit weißen Tüchern den Truppen entgegen und schrien: «Vive les Suisses, vive les libérateurs de la patrie!<sup>1</sup>» Sie nahmen den Soldaten die Tornister ab und trugen sie die Anhöhe hinauf. Um drei Uhr nachmittags marschierte die Brigade in Les Hôpitaux-Vieux ein. Der Brigadekommandant hatte keine Maßnahmen zur Verpflegung der Truppen treffen lassen. Er ließ die Truppen mitten im Dorfe Erfrischungen suchen. Da man in einigen Häusern selbst gegen Bezahlung Speise und Trank verweigerte, setzte eine wilde Plünderung im Dorfe ein. «Doch muß ich es unsern Bernern zur Ehre nachsagen, daß sie sich damit begnügten, Hunger und Durst zu stillen und sich allen weitem Raubes enthielten. Weniger genügsam waren hierin die Soldaten des Schwyzer Bataillons, vor deren gieriger Nachforschung nichts verborgen blieb. Mit dem Säbel in der Faust mußte ich ein altes Weiblein vor einem schwyzerischen Tambour schützen, der ihr mit Gewalt das Hemd vom Leibe reißen wollte. Indessen stellten sich doch die Soldaten, als die Trommel sie dazu rief, bald wieder unter die Waffen. Schon war man beinahe wieder gesammelt, als ein sonderbarer Auftritt unsere sonst gut gestimmten Leute beinahe zum Aufruhr dahingerissen

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 284.

hätte. Auf einmal erschien nämlich ein gewisser bei der Brigade Girard<sup>1</sup> angestellter eidgenössischer Stabshauptmann Schieß aus St. Gallen mit zwei Nachzüglern, die er mit seiner Reitpeitsche vor sich her trieb, vor der Front und wollte mit der Pistole in der Hand einen dritten aufsuchen, der bereits in Reihe und Glied stand. Allein unser Oberstlieutenant, der ihn gewahr wurde, rief ihm zu, halte-la Monsieur, und in den Gliedern entstand dumpfes Gemurmel, welches für den Unbesonnenen recht unheilbringend hätte werden können, wenn unser Bataillonscommandant das Wort nicht alsogleich kräftig ergriffen hätte. Einige der ärgsten mußten wirklich beinahe mit Gewalt zurückgehalten werden<sup>2</sup>.»

Abends gegen 8 Uhr traf die Kolonne im Dorfe Oye, dreieinhalb Kilometer südwestlich des Forts de Joux, ein. Am folgenden Tage marschierte das Bataillon Luternau nach Pontarlier weiter, während Tillier mit etwa 30 Mann zur Bewachung des Trains in Oye zurückblieb. Das Thurgauer und das Schwyzer Bataillon hatten ähnliche Bewachungsdetachements ausgeschieden. Das Zusammenleben mit den Schwyzern war für Tillier, was den «Sittenzustand und die Verhältnisse dieses Völkchens» betraf, in mancher Beziehung belehrend. Sie übten auf die in Oye einquartierten Truppen keinen guten Einfluß aus, da sie für ihre Offiziere nicht die geringste Achtung zeigten. Öfters hielten sie sogar förmliche Landsgemeinden ab und berieten, ob man den Befehlen nachkommen wolle oder nicht. Die Ursachen der traurigen Zustände im Schwyzer Bataillon deckte der die Trainwache führende Unterleutnant auf. Die meisten Offiziere waren nur bezahlte Stellvertreter angesehener Schwyzer, die keine Lust hatten, den Feldzug mitzumachen.

Bald erhielt Tillier den Befehl, sich mit seinen Bernern dem in Pontarlier liegenden Bataillon anzuschließen. Da der Brigadekommandant, Oberst von Glutz, den einfachsten Organisationsaufgaben nicht gewachsen war, verfügte der Kommandant der I. Division, daß sich die Brigade Glutz mit der Brigade Girard in Pontarlier vereinige. Damit kamen beide Brigaden unter das Kommando des zwar an Lebensjahren jüngern, aber im eid-

<sup>1</sup> Die I. Division, Oberst Gady, bestand aus vier Brigaden: 1. Brigade von Graffenried, 2. Brigade Girard, 3. Brigade von Hogguer, 4. Brigade von Glutz. Schweiz. Kriegsgesch. Heft 9, 87.

<sup>2</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 285 f.

genössischen Dienste ältern und seinem Kameraden an Fähigkeiten und an Kenntnissen im Kriegswesen überlegenen Obersten Girard.

In Pontarlier kam Tillier mit seinen Bernern bald auf die Hauptwache: «Zufälligerweise befand ich mich am 11. oder 12. Juli, als die Nachricht von der Rückkehr des Königs nach Paris in Pontarlier eingetroffen war, auf der Hauptwache, wo man in einem großen Zimmer eine Anzahl Geiseln zusammengesperrt, welche man aus den gegen die bourbonische Regierung am feindseeligsten gesinnten Einwohnern ausgewählt hatte, und die zu bewachen jetzt mein Auftrag war. Obschon über die gegen sie ergriffene Maßregel im höchsten Grade ärgerlich, besaßen sie jedoch genug französische Lebensphilosophie, um aus dieser schlimmen Lage wenigstens noch den einzig möglichen Vortheil, den heiterer Geselligkeit zu ziehen. So wußten sie in ihren Gesprächen untereinander sowohl als mit mir, jeder von ihnen geschilderten Situation stets ein auf dieselbe Bezug habendes couplet anzupassen, so daß das ganze Treiben in diesem Saale mir wie ein beständiges Vaudeville vorkam. Ich machte mir eine Pflicht daraus, sie so gut als möglich, obgleich nur in Prosa, zu trösten, und ihnen durch höfliche Behandlung ihr Schicksal zu erleichtern, was sie auch nicht ohne gefällige Äußerung anzuerkennen schienen. Abends war die Stadt und besonders die Mairie, in welcher man die Hauptwache angelegt hatte, aufs glänzendste erleuchtet, und das Volk strömte unter mannigfaltigem Geschrei und Jubel in der Straße auf und ab. Am meisten hörten wir den Ruf *vive le roi* und *à bas les franc-maçons*, das letztere vermuthlich besonders auf Anstiften der Geistlichen. Wichtig ist es, daß einige der eifrigsten Buonapartisten Freimaurer waren, so unter anderm der Postmeister, der besonders zu strenger Aufsicht empfohlen war. Ein großer Theil des nämlichen Pöbels hatte vermuthlich auch das dreifarbiges Gassengeschrei mitgemacht. Das ärgste in meiner 24stündigen Kerkermeisterrolle war, daß ich einen Beker aus Pontarlier wegen schlechten Brodes in die Gefangenschaft, und zwar in einen ziemlich häßlichen Kerker, abführen mußte. Der Gefangenwärter und dessen Frau schienen ihn zu kennen und an seinem Schicksale warmen Antheil zu nehmen. Entweder war er ein unschuldiger und ganz ehrlicher Mann, oder doch wenigstens ein weit geringerer Spizbube als derjenige, der ihn hinsandte. Es war dieses nämlich der eidgenössische Kriegscommissär Schalch, ein ehemaliger westphälischer Polizei-

agent, der nachmals selbst wegen bedeutender Unterschleife in Untersuchung gerieth, und in jedem andern Staate als dem eidgenössischen wohl zu mehrjährigem Festungsarrest verurtheilt worden wäre. Selten war das alte Sprichwort, kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen, auf eine auffallendere Weise in Erfüllung gegangen<sup>1</sup>.»

Eines Tages schlug man Alarm in Pontarlier. Es hieß, die Besatzung des Forts de Joux habe einen Ausfall unternommen. Aber schon nach etwa einer Stunde kehrten die Truppen wieder zurück. «Anfangs war man geneigt zu glauben, daß der hohe Stab diesen falschen Lärm bloß zur Übung der Truppen und Anregung ihrer Wachsamkeit veranstaltet hätte, und die hohen Commandirenden hüteten sich auch wohl, diesem Gerüchte zu widersprechen. Allein bald darauf erfuhr man, daß entweder der mangelhafte Zustand der Fernrohre oder der Umstand, daß ein gutes Gabelfrühstück die Sehkraft der Adjutanten und der Befehlshaber geschwächt haben mochte, den Allarm veranlaßt hätten. Man hatte nämlich wirklich eine bedeutende Bewegung und ein buntes Gewirre vor der Festung wahrgenommen und ein zahlreiches Korps ausgerückter Truppen zu sehen vermuthet. Als man aber das Geschehene kaltblütiger untersuchte, fand es sich, daß die ausgesendeten Truppen die Kühe der Festung waren, denen man vergönnte, einiges frisches Gras selbst zu suchen. Der Stab hatte späterhin wegen dieser Täuschung viel zu leiden<sup>2</sup>.»

Die eidgenössischen Truppen hatten inzwischen das Fort de Joux eingeschlossen. Alle Unterhandlungen mit der Besatzung, die Übergabe des Platzes zu erhalten, schlugen fehl. Selbst als der Einzug Ludwigs XVIII. in Paris stattgefunden hatte und die Nachricht davon bekannt war, wehte vom Turme des Schlosses immer noch die dreifarbigte Fahne. Eines Nachmittags, als Tillier gerade wachhabender Offizier an einem der äußersten gegen das Schloß hin stehenden Posten war, fuhr ein älterer, ziemlich wohlbeleibter Herr vor. Er zeigte einen Paß vom Platzkommando in Pontarlier, lautend auf den Namen Fauche-Borel, der den Mann von der sonst für Durchpassierende vorgeschriebenen strengen Untersuchung befreite. In leicht hinwerfender Weise sagte er zu Tillier: «Wartet, ich werde sie zur Vernunft bringen. Sie müssen die weiße Fahne aufpflanzen<sup>3</sup>.»

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 289 ff.   <sup>2</sup> Ebd. 291 f.

<sup>3</sup> Attendez je m'en vais leur faire entendre raison, il faut qu'ils arborent le drapeau

Tillier glaubte, «dieser Windbeutel werde abgeführt werden, wie die andern es bisher geworden waren». Allein schon nach zwei Stunden sah er die weiße Fahne auf dem Turme wehen, und mit leichtfertigen Gebärden zog bald darauf Fauche-Borel wie ein Sieger am Wachtposten Tilliers vorüber<sup>1</sup>.

Am 23. Juli 1815 trat die eidgenössische Armee in Burgund den Rückzug an<sup>2</sup>. Tillier zog den Soldatenrock aus und wandte sich wieder geistiger Tätigkeit zu, durch das Leben im Felde erfrischt und gestärkt.

Der Feldzug nach Burgund brachte Tillier in nähere Berührung mit Männern aus allen Schichten der Bevölkerung; auch mit dem Denken und Fühlen des einfachen Staatsbürgers ist er vertraut geworden. Scharf verurteilte er die Zustände in der eidgenössischen Armee, die Hauptschuld auf die Führer wälzend. Und doch war es dem Patrizier unmöglich, an eine Besserung der politischen Verhältnisse von den untern Bevölkerungsschichten aus zu glauben. Die Masse des Volkes, stellte er fest, bedürfe der Leitung und Führung; sie würde, einmal am Ruder, aus dumpfen Instinkten heraus handeln und sich den eisernen Notwendigkeiten, die das staatliche Zusammenleben vom Einzelnen fordert, immer mehr zu entziehen suchen. Nirgends zeigte sich zunächst in den regierenden Klassen der ernsthafte Wille, neue, das ganze Volk umfassende und erhebende Gesichtspunkte in kräftiger Weise zum Durchbruch zu bringen. Die besten Kräfte begnügten sich damit, die mangelhaften Zustände mit Spott zu übergießen.

Nach seiner Rückkehr nach Bern lasteten die Erinnerungen an die Armee und an den kleinlichen Familienstreit des Vaters mit dem Schult heißen von Wattenwyl schwer auf dem jungen Manne. Seine «Entwürfe von vaterländischem Ruhm, Kräftigung und Veredlung» des Volkes waren einer Verwirklichung ferner denn je. Das «Fliehen ins Ausland, die Rückkehr in das geliebte Deutschland» war mit seinen Pflichten als einziger Sohn bejahrter Eltern, die er, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Anblanc, ebd. I, 294. Nach Tillier, Rest. II, 197, soll er gesagt haben: «Je vais leur faire prendre le pavillon blanc.»

<sup>1</sup> Über Fauche-Borel vgl. E.F. von Fischer, Wattenwyl 452 ff. Tillier, Rest. II, 197 ff.

<sup>2</sup> In der Rest. Gesch. I, 390 ff., erwähnt Tillier nichts von den vorgekommenen Unordnungen in der Division Gady.

sichten, Urteile und Wünsche, innig liebte, im Widerspruch. «Was also blieb mir übrig», ruft er schmerzlich aus, «wenn ich mich nicht kleinstüthigem Zagen preisgeben, wenn ich nicht mein Leben mühe- und gehaltlos und mit unbefriedigtem Drange nach Erkenntniß und That gleichsam verschmachten sollte!<sup>1</sup>»

Stolz reckt er sich in die Höhe; er will aus den Niederungen des Hasses herauswachsen zu selbständiger und schöner Menschlichkeit. Unbestimmte Neigungen und Wünsche ballen sich zum festen Entschlusse: «Ich mußte mir selbst eine Laufbahn schaffen, die von dem Einwirken äußerer Umstände und der wandelbaren Gunst oder Ungunst meiner Mitbürger nicht abhängig war, und welche Laufbahn mochte der schwelenden Brust des Jünglings herrlicheren Genuß, welche eine durchaus freiere und selbständigere Bewegung gewähren, als die von mir nur in ihrer glänzendsten Außenseite gekannte schriftstellerische, und zwar die von Jugend auf in den großen Meisterwerken des Alterthums und unseres Vaterlandes mit einer gewissen Abgötterei verehrten Geschichte. Hatte sie mich nicht bis jetzt liebevoll begleitet und emporgehalten in den schwersten Prüfungen einer traurigen Zeit und unter mannigfaltigen Widersprüchen des Lebens. Wandte sich mein Geist nicht aus allen feindseeligen Erscheinungen und Berührungen der Außenwelt immer wieder dahin, als wie zu einer theuren und ungeru verlassenem und stets wieder ersehnten Heimath. Der Wunsch mich in der Geschichte zu versuchen, ward bald zum festen Entschlusse, meine Stimmung in dieser Lebensperiode und die Verhältnisse des Augenblicks aber wirkten entscheidend auf die Wahl des Gegenstandes<sup>2</sup>.»

Anton von Tillier wurde Historiker und begann sein erstes Geschichtswerk, die «Geschichte der Europäischen Menschheit im Mittelalter<sup>3</sup>».

Ein neues, vorher nicht gekanntes Glücksgefühl erfüllt ihn, die Seligkeit des Schaffenden. In jugendlicher Begeisterung möchte er aus seinem Gegenstande die tiefsten Geheimnisse in einem Zuge herauslocken. Die wissenschaftliche Kleinarbeit, dem Ungeduldigen unerbittliche Schran-

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 295. Tillier, Rest. I, 400 ff. – Der Oberfeldherr meldete, daß die schweizerischen Truppen Anerkennung verdienten.

<sup>2</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 295 f.

<sup>3</sup> Geschichte der Europäischen Menschheit im Mittelalter. Vier Bände. Frankfurt a. M. 1829–1833.

ken stellend, bringt ihn oft der Verzweiflung nahe. Jede Faser angespannt, zwingt er den Geist zu größter Konzentration und zu gründlichster Erfassung all der Kleinigkeiten, die zu jeder Wanderung in die höhern Geistesregionen Stoff und Rüstzeug sein müssen. Entzückungen wechseln mit Augenblicken tiefster Melancholie. Von des Vaters schönem Landgute in Vechigen<sup>1</sup> aus schwärmt der junge Mann im Land umher und kehrt, die Brust voll stolzer Entschlüsse, zum mühsamen Geschichtstudium zurück. «Wenn ich Abends die benachbarten Hügel und Berge bestieg, war es, als ob mir ein Glanz der scheidenden Sonne das Bild der Unendlichkeit, zu deren Riesenbau ich nach meinen schwachen Kräften mitzuwirken strebte, in überirdischer Hoheit entgegenstrahlte. Kaum vermochte ich es mir selbst zu gestehen, ob ich mich nicht als Geschöpf eines so erhabenen Schöpfers als Werkzeug zu den Planen desselben, als ein vernünftiges und insofern gottähnliches Wesen, gehoben fühlte, oder aber eine schmerzliche Wemuth empfand, wenn sich die Vorstellung meiner bemächtigte, daß alles dasjenige, was ich als mein innerstes heiliges Eigenthum betrachtete, jener nach Erkenntniss strebende Geist, jenes so tief erregbare Gemüth, jene Einbildung, die sich in nie gesehene Räume, in die erhabensten Sphären hinaufzuschwingen versuchte, kurz, daß mein ganzes ich, mit allem, was ich liebte und verehrte, wie kaum wahrzunehmende Tropfen in diesem weder durch Zeit noch Raum begrenzten Meere verrinnen sollten.» «War es bloße Eitelkeit, war es ein höheres innigeres Gefühl der Vereinigung mit dem Höchsten, welches mich bisweilen, wenn ich gar keinen Ausweg, keine Befriedigung für jene innige Sehnsucht sah, die mich durchglühte, hoffen ließ, die Vorsehung habe mich doch zu einem wichtigern Zwecke aufbehalten, als zu denjenigen, welche die Menschen erfüllten, die mich umgaben. Mit welchem Drängen nach Erkenntniß, nach Liebe, nach That und Wirken fühlte ich mich erfüllt, wenn ich am Abend eines schönen Tages die benachbarten Berge bestieg und die letzten Strahlen der Sonne die Gipfel der Alpen vergoldeten.» – «Auf diesen einsamen Abendspaziergängen war es denn auch, wo

<sup>1</sup> Im Jahre 1799 kaufte der Vater Tilliers um 80 000 Pfund oder 60 000 Schweizer Franken das sogenannte Gäbligut in der Gemeinde Vechigen. Es zählte der trefflichen Wiesen wegen zu den besten Gütern. Vater Tillier wollte ernstlich Landwirtschaft treiben. Die Gründe, die damals viele Patrizier zu dieser Beschäftigung trieben, werden im nächsten Kapitel dargelegt werden. Tillier, Selbstbiogr. I, 43 f.

ich den Plan zur höhern Anordnung meines Werkes entwarf und den innern Zusammenhang der Geschichte, der Philosophie in meinem Geiste ausarbeitete, und vermittelst ihr den eigentlichen Grundstein zu meinem ganzen Werke legte, die Erkenntniß seiner selbst, der Natur und des höchsten Zwecks unseres Daseyns, insofern sie in unserm beschränkten Erdenleben zu erkennen möglich sind, was nach meiner Ansicht der Hauptvorwurf aller Bildung und mithin auch der Kulturgeschichte seyn mußte<sup>1</sup>.»

Halten wir hier, wo die Empfindsamkeit und der Gefühlsüberschwang der Jugend mächtig durchschlagen und ihre Wirkungen weit ausstrahlen über das ganze Leben des Helden, etwas inne und wenden wir uns kurz den Erlebnissen seines Herzens zu; tragen sie doch viel dazu bei, den Menschen und Politiker Tillier in seinem tiefsten Wesen zu erfassen und zu verstehen.

Zur Zeit der sonnigen Tage in Genf, als die Begeisterung für Rousseau in der Seele des Jünglings mächtige Gefühle weckte, wurde es dem 18jährigen Tillier zur Gewißheit, daß «die längst empfundene unbestimmte, etwas schwärmerische Sehnsucht einen bestimmten Gegenstand erhalten» habe. Luise Tölpe, ein anmutiges Mädchen aus Leipzig, das sich mit seiner Tante und seiner Schwester kurze Zeit in Genf aufhielt, war das Wesen, das die ersten Liebesträume des Jünglings belebte. Doch das erste schüchternste Liebesglück wurde bald unterbrochen durch die Abreise von Luise. Als die Frauen Genf verließen, blieb im Herzen Tilliers «eine unendliche und schwer auszufüllende Leere» zurück.

Eine kurze Reise nach Bern brachte etwas Zerstreuung. Wieder nach Genf zurückgekehrt, machte er die nähere Bekanntschaft einer andern deutschen Familie. Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, unter der Vormundschaft seiner Mutter stehend, und sein jüngerer Bruder, Prinz Albert, waren in Begleitung ihres würdigen Erziehers, des Freiherrn von Gleichen, genannt Rußwurm, in Genf eingetroffen. Die Frau des Freiherrn von Gleichen, eine geborne von Holleben, hatte ihre Nichte mitgebracht, Henriette von Holleben. Für dieses zarte, feingebildete Mädchen, dessen ganzes Wesen vom Hauche der deutschen Klassik angeweht war, ergriff ihn eine innige Liebe.

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 306 f.; I, 319 f.

Allein auch die Erinnerung an Luise lebte immer noch im Herzen. Oft träumte er, erfüllt von schwärmerischer Wehmut, daß es möglich sein möchte, «die so ganz verschiedenen Eigenthümlichkeiten Luisens und Henriettens in eine einzige zusammenschmelzen» zu können, um ihm «das Daseyn auf Erden zu vergöttern<sup>1</sup>». Auf Bällen und Spaziergängen trat er Henriette von Holleben näher und fand seine Empfindungen erwidert. Auf die Wahl einer deutschen Universität für den Studenten Tillier übten diese Verhältnisse nicht geringen Einfluß aus, da sowohl Leipzig als auch Rudolstadt von Jena aus leicht zu erreichen waren.

Während des Aufenthalts in Jena neigt der auch in seinen Gefühlen vorsichtig abwägende Mann immer mehr Henriette von Holleben zu. Allmählich verdichtet sich die Neigung zum bestimmten Wunsche, das Mädchen für immer zu besitzen. Doch kein Geständnis bricht über seine Lippen; er will in Bern mit den Eltern die Sache besprechen.

Zu Hause stieß er auf heftigen Widerstand. Der Vater versteifte sich mit der ganzen Wucht seiner einseitigen Beharrlichkeit auf den Grundsatz, daß keine Ausländerin seine Schwiegertochter werden dürfe. Tiefe Wehmut erfüllte die Seele des Sohnes, der sich still und gehorsam dem väterlichen Wunsche fügte. Mit blutendem Herzen schrieb er mühevoll einen Brief voll Kälte an die Geliebte, der das zarte Band zerreißen sollte. Schöne und liebliche Bilder der Erinnerung umgaukelten ihn auf den Märschen nach Burgund oder wenn er müde und abgespannt im Quartiere lag. Wenn er die blühenden Felder der Heimat durchschritt, wurde der erhabenste Eindruck stets durch die Erscheinung Henriettes gekrönt, die wie ein guter Geist den Träumer stets umschwebte. Allein die tiefste Empfindung blieb Bild und Traum; kein mächtiges Wollen, das alle Hindernisse niederreißt, blitzte aus dieser dumpf lagernden Seelenglut heraus zu entschlossener Tat. Wieder stieg er in die Vergangenheit hinab und baute die alte Zeit vor dem geistigen Auge neu auf, sich berauschend an den Tagen derer, die vor ihm von großen Gedanken und großen Träumen zu kraftvollem Handeln aufgepeitscht worden waren.

So schien es, als sei dieses Herz keiner mächtigen Leidenschaft fähig. Der Vater freute sich des gehorsamen Sohnes und schaute jetzt mit Wohlgefallen auf die oft beanstandete Geschichtsforschung. Doch unter der

<sup>1</sup> Tillier, Selbstbiogr. I, 131.

Asche glimmte die Glut weiter. Eine letzte große Leidenschaft flammte noch einmal auf, weit mächtiger als die anfangs zwiespältige Liebe zu Henriette von Holleben, die Liebe zu Lina von Wasmer.

An den Gesellschaften und Bällen, die die fremden Gesandten in Bern der vornehmen Bürgerschaft gaben, nahm Tillier lebhaften Anteil. So lernte er anfangs 1816 auf einem Balle des russischen Geschäftsträgers, des Barons von Krüdener, das Hoffräulein Lina von Wasmer kennen, das mit der russischen Großfürstin Anna<sup>1</sup> nach Bern gekommen war. Tochter eines österreichischen Staatsbeamten in Wien, mußte dieses Mädchen, ähnlich wie Tillier, ein inniges Verhältnis berechnender Familienrück-sichten wegen aufgeben<sup>2</sup>. Gleiche Gemütsstimmung förderte die An-näherung. Auch hier finden wir kein plötzliches Erwachen der Leiden-schaft; das erste Zusammentreffen hinterließ keine besondern Eindrücke. Erst allmählich reifte der Entschluß in ihm, dieses Mädchen zu erringen; ja, er will diesmal sogar den Widerstand der Eltern brechen. Es gelingt ihm, die Mutter auf seine Seite zu bringen. Das Bestreben der Hofpartei um die Großfürstin Anna, eine rasche Entscheidung herbeizuführen, weil ihr die bedächtige Vorsicht des Berners als Unaufrichtigkeit erschien, zwingt den Liebhaber zu einem äußerst erregten Auftritt mit dem Vater, dem mit heftigen Worten die Einwilligung abgetrotzt wird. Da, als alles den gewünschten Verlauf zu nehmen schien, erfolgte plötzlich der Abbruch der Beziehungen. Wir können diesen heftigen Umschwung nur damit erklären, daß die bittere Auseinandersetzung mit dem Vater den Sohn stark erschütterte und es sich herausstellte, daß auch die Geliebte aus Argwohn zu überhasteter Eile gedrängt hatte. So bäumte sich der ge-kränkte Patrizierstolz mächtig auf und zerstörte das verheißungsvolle Glück mit einem Schlage<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Die russische Großfürstin wohnte in der Elfenau. – Freiherr Paul von Krüdener, der Sohn der berühmten Barbara Juliane von Krüdener (1764–1824). Tillier, Fortschritt I, 114.

<sup>2</sup> Der Bruder der Großfürstin, Prinz Ferdinand von Koburg, war entschlossen, Lina von Wasmer zu heiraten. Allein die Familie des Prinzen stand dieser Heirat entgegen, weil man eine reiche Partie für ihn bereit hatte. So trat Lina auf den Wunsch der Eltern des Prinzen von diesem Verhältnisse zurück. Tillier, Selbstbiogr. I, 317.

<sup>3</sup> «Um so empfindlicher kränkte es mich, daß auch nach erhaltener Einwilligung niemand sich bereit finden wollte, irgend eine vernünftige Rücksprache zu nehmen, so daß die Sache dem ungeachtet nicht vorwärts gieng, und ich kaum wußte, wie

Noch tiefer ist die Zerknirschung als beim Bruche mit Henriette von Holleben. Ein Besuch bei Fellenberg<sup>1</sup> in Hofwil, «dessen kalter berechnender Verstand und fester Wille dem Jünglinge, dessen Gemüth so gewaltige Erschütterungen erlitten hatte, nicht wenig Achtung, um nicht zu sagen Besorgniß einflößte», brachte Tillier wieder zur Besinnung. Man besprach die Verhältnisse des Vaterlandes, die Berns und der Eidgenossenschaft. Langsam erfüllte dieser Gegenstand das Herz Tilliers wieder «mit eben so warmer Theilnahme, als die Liebe zu einem weiblichen Wesen», welches mein «Daseyn nur versüßen und nur für dasjenige lohnen sollte, was» er «als Mensch und Bürger geleistet hätte<sup>2</sup>». In sein Inneres ziehen wieder die Taten der Vergangenheit und bald die rauschenden Ereignisse der Tagespolitik, die besten Kräfte seines Wesens ergreifend. Wie ein schönes, fernes Lied klingt nur hie und da die Erinnerung an Tage heißer Liebesgefühle in dieses arbeitsreiche Leben hinein.

So sehen wir die stärksten Gefühle sich loslösen vom eignen Ich und hinausströmen in die weite Welt. Die Geschicke der Heimat ergreifen und erfüllen ihn mit der gleichen Innigkeit, die einst seine Jugendträume be-seelte. Der reife Mann fühlt in sich die Kraft, das ganze Herz und die ganze Persönlichkeit in ernsthafte Arbeit hineinzulegen. Er schreitet frisch einem neuen Wirkungskreis entgegen.

ich dem Mißtrauen und den Vorwürfen meiner Eltern begegnen sollte. Als daher auf einige Vorstellungen, die ich Lina über einen Schritt zuschrieb, den man von mir verlangte, die Erklärung erfolgte, daß man lieber auf alles als hierauf verzichten wollte, ergriff mich endlich ein furchbarer Unmuth, indem ich diesen traurigen Kampf mit mir selbst und meinen Pflichten ein Ende zu machen und das ganze Verhältniß zu zerreißen beschloß. Dieses kündigte ich alsogleich meinen Eltern an und schrieb noch am nämlichen Abend an Lina, daß ich die Unmöglichkeit einsehe, unter diesen Umständen unserem Verhältnisse einen glücklichen Ausgang zu sichern, weswegen ich ihrer und meiner Qual ein Ende machen wolle.» Tillier, Selbstbiogr. I, 349.

<sup>1</sup> Philipp Emanuel von Fellenberg, 1771–1844. Tillier wurde durch seine spätere Frau der Neffe Fellenbergs; die Mutter der Philippina von Tillier-von Tschärner (Tilliers Gattin) war nämlich die einzige Schwester Fellenbergs. Tillier, Selbstbiogr. I, 391.

<sup>2</sup> Ebd. I, 350.